3 1761 08167991 2

An der Südküste Kameruns

DT
570
P3

An der Südküste

Kameruns

ongregation der Pallottiner, Limburg a. d. Lahn

Kleine Kamerun-Bibliothek.

5. Bändchen.

An der Südküste Kameruns.

Skizzen und Plaudereien aus dem Leben der Schwarzen.

Von einem Pallottinermissionar.

Limburg a. d. Lahn.
Druck und Verlag der Kongregation der Pallottiner
1914.

DT
570
P3

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/dersdkstekam00pall

Einleitung.

Es ist ganz natürlich, daß sich das Interesse des Europäers, der zum erstenmal den schwarzen Erdteil betritt, vor allem den Schwarzen zuwendet. Man will die Schwarzen aus eigener Anschauung kennen lernen und sich ein Urteil bilden. Die Gelegenheit dazu bietet sich in Kamerun leicht und überall. Da gibts noch keine Tafeln mit der Aufschrift: „Eingang verboten", „Verbotener Weg", „Zutritt untersagt"; es gibt auch keine verschlossenen Türen und keinen Knopf dabei mit „Bitte zu drücken" und dergl. Das Privatleben des Negers ist von all diesen Dingen noch ganz unberührt geblieben. Offen bietet es sich dem Auge des Fremden dar; es spielt sich ja größtenteils im Freien ab, vor der Hütte oder unter dem kühlenden Schatten großer Mangobäume oder des so beliebten Brotfruchtbaumes; und mit einem freundlichen „Mbolo" (sei gegrüßt) auf den Lippen hält jeder die Tür seiner Hütte dem Fremden offen.

Und doch ist es nicht so leicht, den Schwarzen kennen zu lernen. Ein oberflächlicher Beobachter wird immer ein falsches Urteil haben. Es gehört eine gewisse Zeit dazu, fast möchte ich sagen, eine Reihe von Jahren, will man den Schwarzen richtig verstehen. Der Grund davon liegt darin, daß der Schwarze, durch lange Erfahrung belehrt, sich dem Weißen gegenüber nie so benimmt, wie er in Wahrheit ist. Erst wenn er dem Europäer das volle Vertrauen geschenkt, wird er offen und aufrichtig. Das dauert aber sehr lange.

Wir dürfen uns darüber wenig wundern. Die ersten Europäer, mit denen der Neger in diesen Gegenden zusammentraf, waren zu ihm nicht als Freunde gekommen. Die

Geschichte des Sklavenhandels an der Westküste Afrikas — bis in die 70er Jahre des verflossenen Jahrhunderts hinein — bildet ein trauriges Blatt in der Geschichte. Wie oft aber sonst noch Europäer unter den Schwarzen jedes göttliche und menschliche Recht vergessen haben, davon will ich hier nicht reden. Aber eins hat der Schwarze aus all diesem gelernt: er ist mißtrauisch geworden gegen jeden Fremden. Möglichst bald sucht er sich eine Meinung über den Europäer zu bilden; — fällt diese ungünstig aus, dann wird der Neger falsch und hinterlistig ihm gegenüber bleiben. Oft, ja fast durchgängig, hört man dieses Urteil im Munde des Europäers. Es ist auch so! Aber man kann und darf nicht alle Schuld auf den Schwarzen abwälzen. Wäre der Weiße dem Schwarzen von Anfang an als der Träger des göttlichen und menschlichen Gesetzes gegenübergetreten, hätte er ihn nur als Menschen anerkannt, dann wäre die Zivilisation und Christianisierung der schwarzen Rasse nicht mit solchen Schwierigkeiten verbunden. In meiner langjährigen Tätigkeit in Kamerun, täglich mitten unter den Schwarzen lebend, hatte ich reichliche Gelegenheit, dieselben gut zu beobachten und allseitig kennen zu lernen. Und wie ich es selbst gesehen und miterlebt habe, will ich das Privatleben der Schwarzen in den folgenden Zeilen in knappen, markanten Zügen schildern. — Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei bemerkt, daß ich, wenn nicht eigens anders angegeben wird, nur von den Batangas rede. Denn auf diesen Negerstamm, den ich in Kribi an Kameruns Südküste zu missionieren hatte, erstrecken sich vor allem meine Beobachtungen.

I. Allgemeines vom Neger.

1. Stammesunterschiede.

Beim Turmbau zu Babel verwirrte Gott die Sprachen der Menschen, und Adams Geschlecht, das bis dahin geeinigt war, mußte sich zerstreuen. Die Bibel nennt diese Sprachverwirrung eine Strafe, und diese Strafe zeigt sich auch bei der schwarzen Rasse. Welche Stammesverschiedenheit, welcher Sprachenwirrwarr in Kamerun! Ein wahres Labyrinth!

In Kribi, an der Küste Süd-Kameruns, wohnen die Batangas. Aber schon 15 Minuten von unserer Missionsstation entfernt sitzen die Mabeas, ein Stamm, der in Physiognomie, Sprache und Sitten vollständig verschieden ist von den Batangas. Zwei Jahre hindurch bemühte ich mich vergebens, die Mabeakinder in unserer Hauptschule auf der Station Kribi zu unterrichten; es ging nicht. Ich mußte den Mabeas eine eigene kleine Schule in ihrem Dorfe Mpango bauen, und in kurzer Zeit waren es an 70 Kinder, die zur Schule gingen.*) Wir hatten auf der Mission auch den Sohn eines Ngumba-Häuptlings mit Namen Samba. Weil der Junge so fleißig und gehorsam war, behielten wir ihn bei uns. Aber Samba saß in der Schule fast immer

*) Erst fünf Jahre später war es einem meiner Nachfolger möglich, beide Schulen doch zu vereinigen, nachdem durch das Zusammensein beim sonntäglichen Gottesdienst in der Kirche allmählich eine Annäherung der beiden Stämme bewirkt worden war.

allein für sich. An den Spielen der Knaben durfte er nicht teilnehmen; ja sogar am Tage seiner ersten hl. Kommunion, als die Knaben paarweise von der Schule zur Kirche geführt wurden, wollte keiner mit ihm zusammengehen. So ausgeprägt ist hierzulande der Unterschied zwischen den einzelnen Stämmen.

Es ist anfangs für den Europäer nicht möglich, den äußeren Unterschied zwischen den verschiedenen Stämmen sofort herauszufinden. Ist man aber längere Zeit unter den Schwarzen, dann fällt er sofort auf: die Gesichtszüge sind andere, und auch die Bewegungen, die Gestalt, der Gang sind verschieden.

Als ich einmal mit einem schwarzen Katecheten auf der Reise war, wußte ich nicht, ob ein junger Neger, der vor uns ging, ein Batanga oder ein Mabea war. „Du, Paul," fragte ich endlich, „ist das ein Batanga?" – „Siehst du nicht seine Füße? Das sind Mabeafüße," war die Antwort. Der Batanga stellt die Füße gerade aus; der Mabea und Ngumba dagegen etwas auswärts beim Gehen; der Bakoko tut das noch mehr; der Buli hat einen sicheren, festen Schritt. – Ein Herr hatte einen Bane- und einen Jaunde-Boy (Diener) zu seiner Bedienung. Da konnte der Banejunge genau nachmachen, wie ein Jaundemann und eine Jaundefrau geht, und der Jaunde, wie es die Bane machen. Und wirklich kann man oft schon von weitem unterscheiden, zu welchem Stamm der Neger gehört, wenn man seine Bewegungen beim Gehen beobachtet. Wie bei uns der Sohn oft den Gang seines Vaters hat, so ist es hier der Fall bei ganzen Stämmen. Übrigens ist die Haltung und der Gang der Schwarzen angenehm und elastisch. – Was von den Tätowierungen, d. h. den in die Haut eingebrannten Zeichnungen als Stammeszeichen zu halten ist, darüber hat P. Skolaster in seinen „Kulturbildern aus Kamerun" sehr interessante Angaben gemacht.*)

*) Verlag der Kongregation der Pallottiner Limburg (Lahn). Preis 50 Pfg.

Kribidorf.

2. Das Äußere des Negers.

Es finden sich bei allen Völkern Sagen, die oft ganz deutliche Spuren der Uroffenbarung an sich tragen. Die alte Sage von Deukalion aus der Mythologie der Griechen erinnert offenbar an die Sintflut, an Noe u. a. m. So haben wir auch Erzählungen bei den ganz unkultivierten Negerstämmen, die uns überraschend klar den Zusammenhang derselben mit den Berichten der hl. Schrift erkennen lassen.

Eine Legende der Aschanti-Neger von der Westküste Afrikas erzählt uns wie folgt: „Zu Noahs Zeiten waren noch Männlein und Weiblein ohne jegliche Ausnahme schwarz, und es war das schönste, reinste Schwarz gleich der Nacht des Urwaldes. Da geschah es eines Tages, daß Gott der Herr die drei Söhne des Weinvaters Noah zu sich berief. Es war aber Cham, der zuerst herbeilief, und der Herr sprach: „Siehe, da ist ein Brunnen in der Wüste, der sich geöffnet hat, da ich dich rief. Gehe hin, wirf dich hinein, damit du von seinem Wasser weiß werdest wie die Lilien." Aber Cham fürchtete sich und ging nicht. Japhet aber kam herzu, tauchte in den Brunnen und ging daraus hervor mit einer ganz weißen Haut. Dann kam auch Sem, der dritte Sohn Noahs, und tat gleich seinem Bruder Japhet. Doch war die Wunderquelle schon fast versiegt. Es war nur noch soviel Wasser vorhanden, um ihm die Haut zu bleichen, also daß Sem braun wie die Olive wurde. Und siehe, ermutigt durch seiner Brüder Beispiel, sprang nun auch Cham in den Brunnen. Aber kaum, daß er noch eine dünne Schlammschicht fand, die ihm die Fußsohlen und die inneren Handflächen (beides ist bei den Negern hell, gelblichweiß) netzte und ihm in die Augen spritzte. So war sein Augapfel strahlend weiß, und die Ballen seiner Füße und Hände wurden gebleicht. Alles andere blieb schwarz. Und die Neger, die Söhne Chams, des Noahssohns, konnten somit

auch nicht mehr weiß werden wie die Söhne Japhets, noch braun, wie die Söhne Sems."

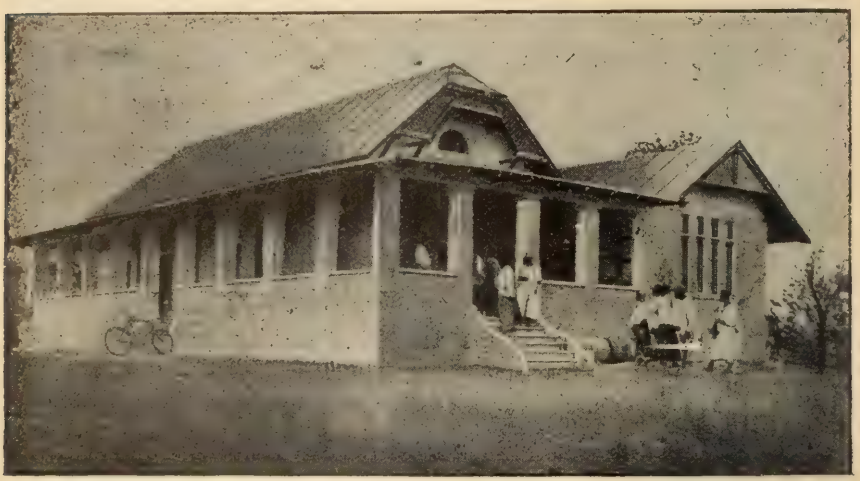
Soweit die Sage. Es wird manchen unserer Leser gewiß interessieren, zu wissen, wie denn die Neger sich mit der Tatsache abfinden, daß sie schwarz sind. Der Weiße genießt eine große Achtung bei allen Schwarzen, weil sie in ihm den von Natur Höhergeborenen erblicken. „Ich fragte einmal einen meiner kleinen, schwarzen Zöglinge," so erzählt P. Walter, „bin ich mehr als König Akwa?" „Ja," sagte er, „denn du hast eine weiße Haut." Auch fanden es stets die mir anvertrauten Kinder ganz natürlich und recht, wenn sie Statuen der Muttergottes oder anderer Heiligen mit weißer Hautfarbe gemalt sahen. Ja, es erzürnte sogar einen derselben, als ich ihm eine Statue der Gottesmutter von Altötting zeigte, deren Gewänder weiß, Gesicht und Hände aber schwarz waren. „Ach, das ist nicht recht, das ist eine Lüge," sagte der Kleine, „die Mutter Gottes war doch eine weiße Frau, keine schwarze." Und doch, so oft ich noch einen Schwarzen fragte: „Möchtest du weiß sein?" sagte er mit entschiedenem Pathos: „Nein, nie und nimmer." Immer haben meine vier kleinen Zöglinge hier in Limburg, die ich aus Afrika mitbrachte, auf die Frage: „Wollt ihr nicht auch weiß werden wie wir?" die Antwort gegeben: „Nein, wir wollen schwarz bleiben, weil uns Gott so gemacht hat."

Übrigens ist es nicht so sehr die weiße Haut, die dem Neger beim Europäer in die Augen sticht. Wie ein oberflächlicher Beobachter beim Neger nur den Unterschied der Hautfarbe und seines Körpers betrachtet, ein eingehenderes Studium sich aber mehr mit dem Unterschiede der Begabung beschäftigt, gerade so macht es der Schwarze. Anfangs sieht er nur die weiße Haut und wundert sich darüber. Gar bald aber erkennt er, daß der Mensch, der in der weißen Haut steckt, ihm bei weitem überlegen ist. Er gibt dem Europäer zwei Namen, einen, der nur seine Farbe charakterisiert, und einen andern, der dessen Kenntnisse und Überlegenheit aus-

drückt. Er nennt ihn mfum oder nnañga d. h. „Weißer", oder aber mukala oder ntañan, „der ihm Überlegene", „der lesen kann". Letzteres ist die eigentliche Bezeichnung für den Europäer. So sagt der Jaunde, wenn er einen Europäer anruft, nicht »a mfum«, sondern »a Ntañan!«

Mich hat es deshalb in Deutschland stets unangenehm berührt, wenn der Europäer zu sehr das Schwarze beim Neger musterte. „Der ist viel schwärzer, als der Neger, den ich vor Jahren sah." „Schau mal die Lippen, sie sind nicht rot, er hat weiße Handflächen." Und so wird der arme Kerl von der Fußsohle bis zum Scheitel gemustert und besprochen, und das im Beisein des Negers, der alle diese naiven Äußerungen mit anhören muß. Vor all diesen Fragen kommt man gar nicht dazu, über des Negers Fähigkeiten, seine Sprache, seine Künste sich zu erkundigen. Wie kindisch das dem Neger selbst vorkommt, kann man sich leicht denken.

Einen bezeichnenden Vorfall erlebte einer meiner Mitbrüder. „Ich fuhr," so erzählte er, „mit einem Neger aus Jaunde in einem D-Zug. Schon hatte der Schwarze mehrere



Hospital in Kribi.

Leuchtturm von Kribi.

Male, so gut er es in deutscher Sprache vermochte, auf dieselben Fragen geantwortet. Ich sah, er war der Sache ganz überdrüssig. Als die letzten Frager ausgestiegen waren, gab ich ihm den Rat, sich ruhig zu verhalten, ich würde den Reisenden schon erklären, er sei erst seit einer Woche in Deutschland und könne noch kaum deutsch sprechen. Der Schwarze nahm die Sache nun zu genau und schwieg auf alle Fragen wie ein Murmeltier. Nicht einmal ein Ja oder

ein Nein brachte man aus ihm heraus. Ich vertiefte mich unterdessen in meine Lektüre, während die Mitreisenden sich vergeblich bemühten, etwas aus dem Schwarzen über seine Haut herauszubringen. Dem Schwarzen wurde es allmählich schwül, denn er hatte die Fragen wohl verstanden, glaubte aber, er müsse meinen Rat genau befolgen. Auf einmal stand er auf und ging auf den Gang des D-Zuges hinaus. Da kommt ein Knabe zu ihm und schenkt ihm einige Weintrauben. Jetzt kann er sich nicht länger halten, er fällt aus seiner stummen Rolle heraus und steht seinem Wohltäter Rede und Antwort. Die Fahrgäste auf den Sitzplätzen können sich die Sache nicht erklären, und ich ließ sie in dem guten Glauben, der Schwarze habe sich vor dem Strohhut eines der Mitreisenden so gefürchtet, daß er kein Wort herausbringen konnte.

„Wie konntest du nur so aus der Rolle herausfallen?" fragte ich ihn nachher; „entweder hättest du im Koupé sprechen oder auch draußen schweigen sollen."

„Ich wollte schweigen, aber der Kleine gefiel mir so, daß ich ihm antworten mußte. Übrigens fragte er mich nicht so dummes Zeug, wie die Großen. Ich wundere mich, daß die Weißen, die doch sonst so gescheit sind, nichts Vernünftigeres zu fragen haben."

„Deine Leute machen es aber genau so," erwiderte ich ihm, „nur mit dem Unterschiede, daß sie voraussetzen, der Weiße verstehe sie nicht." Dann erzählte ich ihm folgendes Erlebnis aus Jaunde. „Ich fuhr einst mit dem Rad von der Station Jaunde, an dem linken Ofananga-Ufer entlang, nach Eton. Viele Eton-Leute hatten weder ein Rad, noch einen Weißen jemals näher in Augenschein genommen. Da ich vor meinen schwarzen Begleitern einen großen Vorsprung gewonnen hatte und auch müde und durstig war, kehrte ich in einem Eton-Gehöfte ein. Die Leute brachten mir sogleich eine kleine Kiste als Sitz, und ich ließ mich, ebenso stumm wie du, nieder, obschon ich alles verstand. Und nun ging das Bewundern los. „Mutter, komm mal her, da ist

ein Weißer! Er sitzt ganz ruhig auf der Kiste und versteht nichts davon, was wir sagen. Schau mal, Omgba, er hat ganz rote Lippen; ob die Füße auch weiß sind? Die Zähne

Negertypus.

sind aber gar nicht so schön, wie meine. Ich will ihn mal an der Hand fassen, ganz leise, das merkt er nicht." Und immer mehr Zuschauer kamen, und je ruhiger ich blieb, desto

unbefangener wurden sie. Da auf einmal tat ich meinen Mund auf und sagte in ihrer Sprache: „Bringt mir etwas Wasser, ich habe Durst!" Nun hättest du das Staunen und die Verlegenheit der Leute sehen sollen. „Hast du denn alles verstanden, was wir gesagt haben?" fragte ein Kleiner, und sie schämten sich über ihre kindische Unterhaltung. Doch ich hatte es ihnen gar nicht übelgenommen und mich gefreut, sie so unbefangen :: sprechen zu hören, und mir unterdessen die dialektischen Verschiedenheiten ihrer Sprache von der Jaundesprache gemerkt, um sie später in meiner Grammatik zu verwerten." —

Negertypus.

Anfangs hat jeder Europäer eine entschiedene Abneigung gegen die schwarze Haut. Ja die ersten Gestalten, die er auf den Dampfern an der Küste zu sehen bekommt, stoßen ihn :: direkt ab. Mit der Zeit tritt aber hier eine Änderung ein; ja, es erscheint das Schwarze dann als etwas ganz Natürliches.

Interessant ist, was P. Skolaster über die Färbung der Negerhaut schreibt (Stern von Afrika, 1910, S. 149):

„Wenn wir vom Neger als vom „Schwarzen" reden, (das lateinische niger bedeutet auf deutsch „schwarz"), so wissen wir doch, daß es im Grunde genommen keine Neger, d. h. keine schwarzen Menschen gibt; der Neger ist viel-

mehr braun von Farbe, mehr oder weniger hell- oder dunkelbraun. Um die Neugierde der verehrten Leser nicht zu sehr auf die Folter zu spannen, möge also gleich von vorneherein die Behauptung aufgestellt werden, daß es in Kamerun inbezug auf die Farbe drei verschiedene Arten von Negern gibt: weiße, rote und braune. Um sich von der Wahrheit dieser These zu überzeugen, braucht man nicht weit zu gehen und nicht lange zu suchen. Im Umkreis einer halben Stunde sind in Kribi Exemplare jeder Sorte zu finden.

Negertypus.

Am auffälligsten und am häßlichsten sind die weißen :: Neger (Albinos). Das klingt wie ein Widerspruch, und ist doch richtig; denn mit Ausnahme der Farbe sind die Eigenschaften der Negerrasse bei diesen Leuten vorhanden: niedere Stirn, wulstige Lippen, stark hervortretende Backenknochen, krauses Haar. Die Hautfarbe ist weiß. Es ist jedoch nicht das Weiß, das wir Europäer an uns tragen, es sieht mehr einem Anstrich, als der Fleischfarbe ähnlich. Diese Farbe ist beim Neger etwas Krankhaftes. Das geht schon daraus hervor, daß sämtliche Albinos schlechte Augen haben. Ihre Iris ist rötlich; sie sehen infolgedessen bei Nacht, d. h. bei Mondlicht, besser, als bei grellem Sonnenlicht. Von einem Albino, der Elfenbeinschnitzer

ist, sagt man, daß er meist des Nachts arbeitet. Zu erwähnen ist ferner, daß auch die Haare der Albinos rötlichweiß (aber kraus) sind.

Ob die weiße Farbe vererbt wird, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls hatten sämtliche Albinos, die ich kannte, normale, braune Eltern. Die Neger wissen natürlich ebensowenig wie wir, woher es kommt, daß hie und da ein Albino geboren wird. Höchstens schreiben sie es dem Erschrecken der Mutter zu, was immerhin nicht unwahrscheinlich klingt. In Kribi lebt eine Familie mit zwei kleinen Kindern, beide Albinos, während man den Eltern nicht die geringste Neigung zu hellerer Farbe oder zu kranken Augen ansieht.

Was die Häufigkeit ihres Auftretens angeht, so kann bemerkt werden, daß sich unter den mehr als 700 Einwohnern Kribis nur 4 Albinos befinden. Im allgemeinen dürfte als Durchschnitt 5 pro Mille angegeben werden können.

Noch weit seltener als die Albinos sind *indianerfarbige* Neger. Ihre Haut ist so auffallend bronzefarben, daß man den Träger derselben ebenso wie den Albino vom großen Haufen leicht unterscheiden kann. Doch ist diese Farbe nicht als krankhaft anzusehen, da diese Leute im übrigen normale, gesunde Neger sind. Ihre Haare sind, der Hautfarbe entsprechend, rötlich braun. (Rötliche Haare finden sich auch bei dunkelbraunen Negern, aber seltener.) Wenn ich genötigt wäre, schätzungsweise die Häufigkeit des Auftretens dieser Farbe anzugeben, so würde ich zwei pro Mille annehmen. Es sind mir unter den Bewohnern der Südküste im ganzen nur vier Individuen dieser Art bekannt geworden.

Die Normalfarbe des Negers ist *braun*. Aber hier lassen sich wieder *drei Arten* von Schattierungen feststellen. Sie sind zwar nicht so auffällig von einander verschieden, wie die vorher erwähnten, aber sie sind doch vorhanden. Das allgemeinste ist das *Dunkelbraun*; daneben gibt es einzelne Individuen mit *hellbrauner* oder *schwarzbrauner* Färbung, ähnlich unserem Blond und Brünett,

Wir sind aus Kamerun.

aber mehr von der Normalbraunfarbe abweichend, als jene von unserer Normalfärbung. Die hellbraunen Neger sind den Mulatten sehr ähnlich (nur im Haar starker Unterschied), oft von sanguinischem Gesichtsschnitt, durchweg freundliche Gesichter. Auch das Schwarzbraun ist, eben weil es von der Allgemeinheit absticht, interessant.

Entstellend, zum mindesten nicht schön, sind die Flecken, die manche Negerhaut (vorübergehend) aufweist. Bei der ersten Begegnung meint man, eine Flechte zu sehen, überzeugt sich aber bald, daß der Fehler in der Haut, im Pigment liegt. Die Stellen werden fahler, und es hat den Anschein, als rührten sie von einer Trockenheit in den Gefäßen der Haut her. Die Neger kehren sich nicht daran. Wie diese Flecken gekommen, so verschwinden sie wieder, wenn auch erst nach längerer Zeit."

Die Schwarzen, ganz besonders das Frauengeschlecht, sind eifrig bemüht, ihre Haut schön und glänzend zu machen. Wem es die Verhältnisse erlauben, der salbt jeden Tag seinen Körper ordentlich mit Palmöl ein; alles leuchtet dann: Stirne, Wangen, Arme und Hals. Eine recht große Freude bereitet man vielen Negern, wenn man ihnen irgend ein Einreibungsmittel schenkt. Vor den Kindern ist deshalb nichts im Hause des Europäers sicher; jedes Restchen Butter oder Fett kommt auf die schwarze Haut, sogar Petroleum. Da hatten sich mal zwei kleine Kinder — wir konnten es gerade beobachten — gegenseitig so mit Fett eingeschmiert, daß sie glänzten und trieften wie zwei Grönländer. De gustibus non est disputandum. (Über den Geschmack läßt sich nicht streiten.)

Europäer sind oft der Meinung, ein Schwarzer könnte doch nicht schön sein. Dem ist aber nicht so. Gerade in der Kinderwelt, die ja meistens noch nichts weiß von Sünde und Schuld, erblickt man oft recht ansprechende und hübsche Gesichtchen.

II. Negerjugend.

1. Etwas aus der Kinderstube.

Drei Dinge, so berichtet die Sage, hat der liebe Gott von dem allgemeinen Fluche ausgenommen, der als Folge der Sünde auf der Welt lastet: die Sterne, die Blumen und das Kind. In diesen Worten liegt eine tiefe und ernste Wahrheit. Je mehr unsere eigene Seele das Gepräge der Reinheit und Unschuld hat, desto mehr fühlen wir uns angezogen von der Lieblichkeit des Kindes, dessen klares Auge uns die Reinheit und Schönheit Gottes predigt und das der liebe Gott gleichsam hingestellt hat in unsere Mitte als ein lebendiges Mahnwort an das Paradies und das erste Glück der Menschheit. Wiederum fühlt sich das Kind, ich möchte beinahe sagen instinktiv, hingezogen zu allen, denen die Reinheit des Herzens das heiligste Ziel ihres Strebens ist. Auch der göttliche Heiland wollte sich diesem Zauber des Kindes nicht entziehen, und es ist höchst auffallend, was er tat; er drückte die Kinder an sein Herz, schloß sie in seine Arme usw. Und die Kinder? Wir lesen sonst nichts Besonderes in der hl. Schrift, als hätte sich der Heiland viel um sie bemüht – und doch eilten sie zu ihm, und hingen an ihm und wollten nicht von seiner Seite gehen.

Auch im Heidenland scheint die strafende Hand Gottes das Kind verschont zu haben. O, wie oft will der Mut

dem Missionar sinken, wenn er die vielen Heiden versunken sieht in Götzendienst, Aberglauben und allerlei Laster, wenn er trotz größter Hingabe nur eine spärliche Ernte hat; sein Wille möchte erlahmen, seine müden Füße möchten ihm den Dienst versagen. Doch, da sieht er das Kind, und dieser Kleinen wegen bleibt er und harrt aus und hofft und betet und macht neue Pläne und verzagt nicht. —

Hat es der kleine Negersproß so weit gebracht, daß er nicht mehr auf dem Rücken der Mutter getragen werden muß, sondern allein marschieren kann, dann beginnt für ihn die Zeit der Freiheit und des Kinderglückes, das ja sogar die Musensöhne sich noch zurückwünschen in dem Liede: „Süßer Traum der Kinderjahre, kehr' noch einmal uns zurück." Und da ist die Freiheit eines kleinen Negerleins, speziell des Negerbuben, eine uneingeschränkte und unbegrenzte. In dem ersten Stadium seiner selbständigen Bewegungen, etwa ein Jahr hindurch, bindet die fürsorgliche Mama ihm ein kleines Glöcklein unten am Fußgelenk an, und wenn der Kleine umherspaziert, gibt der Ton des Glöckleins an, wo sich der Held befindet. Anfangs konnte ich mir das nicht erklären und mußte erst fragen. Aber die Sitten sind eben verschieden. Was man bei uns den vierfüßigen Hausgenossen um den Hals bindet, bindet man den kleinen Schwarzen ans Pedal. Ist diese Vorsichtsmaßregel nicht mehr nötig, dann

Negerbabys.

braucht die Mutter sich nicht mehr viel um den kleinen Kerl zu bemühen, denn er marschiert in Freiheit daher, der Regen wäscht ihn ab, und die liebe Sonne trocknet ihn. Welch eine Freude bei uns in der Heimat, wenn die Mutter die Erlaubnis gibt, barfuß zu gehen! Das Vergnügen hat der :: schwarze Bube immer, und es gibt auch keine Schläge, denn zerreißen kann er nichts, und schmutzig macht er auch nichts. Das kleine Hüftentuch ist sein einziges Kleidungsstück; damit läuft und spielt und schläft er. Aber diese körperliche Freiheit ist nicht die einzige; auch sonst ist der kleine schwarze Bursche sein eigener Herr, sein eigener Gesetzgeber. Kleine Unarten, die er begeht, werden wohl gerügt, aber

Negerfrau mit Kind.

selten bestraft; er ist ja ein Mann und kein Weib, sondern über dieses hoch erhaben. Statt zu strafen, sucht ihn die Mutter zu ängstigen mit Gespenstern, die ihn holen werden; der Weiße muß als „böser Mann" herhalten. Das vierte Gebot ist dem Kinde gleichsam ins Herz geschrieben; es liebt seine Mutter über die Maßen. Wenn auch sonst die Frau weit unter dem Manne steht, so richtet sich der Sohn selbst noch als Häuptling nach dem Rate seiner Mutter.

Die Freiheit, die der Knabe genießt, ist den Mädchen nicht beschieden. Sie müssen gehorchen und der Mutter helfen. Ein Mädchen wird bei den Schwarzen überhaupt ganz anders eingeschätzt als ein Junge. Für den Vater ist es ein hoher und kostbarer Wertgegenstand, der später bei einer guten Heiratpartie oft 400, ja 7 und 800 Mark einbringt; für die Mutter wird es eine „Stütze der Hausfrau". Deshalb ruht das Auge des Elternpaares unausgesetzt auf dem kleinen schwarzen Fräulein, und es wird gepflegt und beschützt und aufs peinlichste behütet. Wird das kleine Ding krank oder kommt es gar zum Sterben mit ihm, dann ist die Trauer sehr groß, und das Weinen nimmt kein Ende.

Wenn aber auch beim Tode eines Mädchens die Trauer über den materiellen Verlust mit in die Wagschale fällt, so ist der Eltern Schmerz kein geringerer beim Tode eines Knaben. Mutter und Vater überbieten sich in Ausdrücken tief gefühlten Schmerzes.

Interessant sind die Namen, die man den Kleinen gibt. Jeder Schwarze hat seinen eigenen Namen; es gibt keine Familiennamen. Da kommt der Vater oft in Verlegenheit. In Buambe hieß ein Mädchen Ekeitabacco „ein Blatt Tabak", das andere Bolombo „Gegenstand", eins Mainge „Medizin", dann Idibuani „Schlüssel", noch eins Ngilie „Teufelchen", was doch recht nett ist. Das Nachdenken ist keine Spezialität des Schwarzen, und so erhält das Kind bei der Geburt seinen Namen von irgend einem Gegenstand, den der Papa in der Stunde dieses frohen Familienereignisses zu sehen bekommen hat.

Da heißt ein Knabe dann janga „Fisch", oder eko „Krebs", oder manga „Strand", einer hieß sogar Njec „wie?", und der andere Njæ „wer?". Mit dem aufsteigenden Alter wechselt oft der Name. Ein Knabe hieß Bibsabede „der mit den Steinchen spielt". Als er älter wurde, kam der Vater und bezeugte mit ernster Miene, daß dieser Name jetzt nicht mehr der rechte sei, jetzt heiße er Malonge „Grab". Es gibt dann oft einen Wirrwarr sondergleichen. Im Taufbuch heißt der Mann so, im Kommunion-Register anders — im Trau-Register noch anders.

2. Was den schwarzen Kindern Freude macht.

Das schwarze Kind wächst sozusagen in voller Freiheit auf, und so entwickelt es sich schneller und ist verhältnismäßig viel geweckter als ein Kind in unserer Heimat. Die warme Sonne lockt die Kleinen schon früh morgens aus der Hütte heraus, und da geht das Leben und Treiben an. Zunächst ein Bad in der See, und dann kommt gleich das erste Vergnügen, der Fischfang und Krebsefang. Das haben sie von ihren Müttern gelernt, die sich am Morgen in langgezogenen, singenden Tönen das wiâ eko „kommt Krebse fangen!" zurufen. Fische und Krebse gibt es immer, und so wird auch jeden Tag gefischt; und dann, was die Hauptsache ist, hilft dieses Vergnügen auch dem Magen. Was so ein kleiner Bursche aufißt, das weiß wohl jede Mutter. Der Magen eines Negers ist aber bedeutend leistungsfähiger, als der eines Weißen und ist imstande, ganz respektable Quantitäten aufzunehmen schon in den jungen Jahren seiner Tätigkeit. Viel „Schopp" = Essen, das ist das Ideal des kleinen Negers, und das Ringen nach diesem Ideal nimmt sein ganzes Sinnen und Trachten in Anspruch. Gruppenweise sitzen die kleinen Kameraden morgens am Meeresstrand zwischen den zahlreichen Felsen und Steinen

und Klippen mit dem zierlichen Körbchen am Arm, und der Angel in der Hand.

Die Mädchen aber eilen mit einem Tuch an die Stellen, wo das Wasser über die Felsen herabstürzt und die kleinen Fischlein sich in Menge tummeln. Zwei legen das Tuch ins Wasser; dann wird es an den vier Enden gefaßt und in die Höhe geschnellt. Das Wasser fließt durch das gazeartige Tuch ab, und der Fang kommt in den Korb. Fröhliches Lachen und Singen begleitet die Arbeit, bis der Korb gefüllt ist. Die Knaben sind gewöhnlich länger an der Arbeit; dafür gibt es aber auch oft einen größeren Fisch zum Frühstück.

Der Mabea-Junge, der nicht an der Meeresküste wohnt, sondern im „Busch", geht unterdessen auf den Vogelfang aus. Mit großem Geschick weiß er den Vögelchen Fußangeln zu stellen, oder er hat einen Bogen mit einem dünnen, scharfen Bambopfeil, der selten sein Ziel verfehlt. Andere gehen auf den Mäusefang. Am Waldwege werden kleine Löcher gemacht. Die Mäuslein kommen aus dem Dickicht, und wenn sie bei ihrem Spaziergang von den Menschen gestört werden, so suchen sie Zuflucht in den Löchern. Das ist aber ihr Verhängnis, denn alsbald werden sie mit Speeren aufgespießt, gebraten und verspeist. Besonders beliebt ist eine Art großer Feldmäuse.

Mit etwa zwanzig Schülern war ich einst daran, ein Stück Gartenland zu reinigen. Da entdeckten die Jungen unter einem Baume ein Mäusenest. Flugs wurde Feuer gemacht und alle stellten sich im Kreise um dasselbe. Das Mäusepaar suchte den Ring zu durchbrechen, blieb aber mit seinen langen Schwänzen in den geübten Händen der schwarzen Mäusefänger hängen und mußte sein Leben lassen.

Einige Tagereisen in den Busch hinein wird fleißig Jagd gemacht auf die süßen Engerlinge, die sich im verfaulenden Mark der gefällten Palmen aufhalten. Beim Anlegen des Ohres an den Stamm vernimmt man das Rasseln der arbeitenden Tierchen. Sie sind etwa dreimal so dick als die Engerlinge unserer Maikäfer und sollen sehr süß sein. Ihre

Freuden der Negerjugend.

Zubereitung erfordert weder Zeit noch Unkosten, denn man verspeist sie lebendig. Große Schnecken sind ebenfalls Leckerbissen. Sie werden mit einer Schnur durchzogen und nach Entfernung des Gehäuses gekocht.

Doch genug davon. Es gibt ja noch so vieles Andere, was den schwarzen Kindern Freude macht, ohne daß der Magen dabei seinen Anteil hat. Es gibt eben auch „höhere" Genüsse. Der Schwarze hat vor allem eine große Neigung zu Musik und Gesang. Es wird daher Musik gemacht auf alle mögliche Art und Weise; wesentlich dabei ist nur eines:

daß es viel Lärm und Spektakel gibt. Ist eine genügende Anzahl Kinder beisammen, dann bilden sie einen geschlossenen Kreis. In der Mitte sitzen auf der Erde zwei bis drei Musikanten. Sie haben jeder in der Hand zwei Stückchen Holz und schlagen damit auf Holz- oder Blechkistchen, die sie aus den Faktoreien holen. In Ermanglung der Holzstöckchen wird mit den Fingern daraufgeschlagen. Es ist eine Art trommeln, die oft sehr viel Geschick erfordert, wenn es im Takt geschehen soll. Der Takt ist verschieden, und ein kleiner Kapellmeister kann dadurch in die Eintönigkeit der Musik etwas Abwechselung hineinbringen. Ist ein Musikstück im Gange, dann macht ein kleiner Poet aus dem Stegreif dazu einen Vers; die anderen singen ihn zum Takt nach und klatschen dazu in die Hände. Dann finden sich flinke Springer und Tänzer, die aus der Kette in den Kreis springen und da zeigen, was sie können. Es ist geradezu erstaunlich, wie gelenkig die Kleinen sind. Sie machen Sprünge und Purzelbäume einzeln und zu zweien dem Takt der Musik entsprechend und hüpfen und tanzen mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit. Wer es am besten kann und wieder etwas Neues ersonnen hat, der ist König. Wenn die klaren, in den Tropengegenden so bezaubernden Mondabende kommen, dann können sie nicht genug spielen, und es dauert dann meistens bis in die tiefe Nacht hinein.

Manches, was die kleinen Schwarzen treiben, erinnert auch lebhaft an unsere Kinderzeit. Gerne sitzen sie im Sand, besonders am Meeresstrande und bauen eine Missionsstation aus Sand auf, die Kirche, die Schule usw. Andere höhlen kleinere oder größere Stückchen Holz aus und machen daraus ein Segelboot mit Mast und Segel und haben eine Freude, wenn es auf den Wellen dahinfährt. Wieder andere spielen Pferdchen. Das Pferdchen ist ein großer Bananenstengel oder sonst dergleichen. Gerne wird auch der Europäer nachgeäfft, Brille oder gar Monokel wird aus Scherben und Papier verfertigt, den Spazierstock liefert irgend ein Krautstengel, und dann wird Leutnant, Gouverneur oder gar

Pater gespielt. Natürlich zeigt die schwarze Jugend auch eine große Vorliebe für militärische Übungen, vor allem in jenen Gebieten, in denen die kaiserliche Schutztruppe stationiert ist. Merkwürdigerweise steht dabei der kleine schwarze Offizier im Rücken seiner Rekruten, wenn er seine lauten Kommandos ertönen läßt.

Das schönste Vergnügen, das der Negerknabe hat, ist aber das Kanufahren, und man kann die schwarze Jugend wirklich darum beneiden. Das Kanu ist ein kleines Boot, etwa 3 – 4 Meter lang und $^1/_2$ Meter breit. Es ist verfertigt aus dem Stamme eines Baumes, dessen Holz korkartig ist. Der Stamm wird ausgehöhlt, schön verziert, gebeizt und gebrannt und ist dann so leicht, daß man ihn mit einer Hand heben kann. Schon früh beginnen die Übungen im Kanufahren. Die Kleinen erwischen oft ein Stück von einem alten Kanu oder ein nicht mehr seetüchtiges Wrack, setzen sich da zu zweien oder dreien hinein, und dann wird gerudert und balanciert, so gut es geht. Erst wenn der Junge größer und kräftiger geworden ist, schenkt ihm der Vater oder die Verwandtschaft ein Kanu. Welch eine Freude! Unermüdlich sitzt er drin. In der Mitte des Schiffchens ist ein kleines Sitzbrett; die beiden Beine hängen an den Seiten des Kanus herab, plätschern im Wasser und halten das Gleichgewicht; die Hände führen das Ruder.

Anfangs gehts oft schief, das Kanu kippt um, und der Kapitän fällt ins Wasser. Aber der Negerjunge kann gut schwimmen; er stellt sein Fahrzeug wieder zurecht, schwenkt das Wasser aus, setzt sich wieder hinein und fährt weiter. Manche bringen es im Kanufahren zu einer großen Fertigkeit, und sie würden sicher in manchem Rudersport in Deutschland den ersten Preis erringen. Bis weit in die See wagen sie sich hinaus, bis zu den Ankerplätzen der großen Dampfer und noch weiter; in hohem Wogengang verschwindet oft Kanu und Insasse, aber immer wieder tauchen beide aus den Wellen heraus, und sicher steuern sie der Bucht zu. Dann wird das Kanu gereinigt, auf den Kopf gehoben, und

mit fröhlichem Gesang geht es der Hütte zu. Sucht der kleine Neger zwischen den Felsen und am Gestade seine Angel auszuwerfen, so tut es der größere vom Kanu aus; und übergroß ist die Freude, wenn er zum ersten Mal mit reichbeladenem Kanu heimkommt. Dann dünkt er sich, ein Mann und ein Held zu sein.

Ein Negerfräulein.

Was das Verhältnis der Kinder zum Missionar anbelangt, so sieht er bald, wie das Herz der Kinder sich zu ihm neigt. Wenn es heißt: „Der Pater kommt!" dann kommen sie aus ihren Hütten und Verstecken und von ihren Spielplätzen gelaufen, und das »Mbolo Pade« fließt recht natürlich und zutraulich von ihren Lippen.

Aber das ist ihnen nicht genug; auch mit Namen möchten sie den Pater rufen. So sitzen sie denn und lernen oft tagelang den so schweren deutschen Namen des neuen Paters von ihren älteren Kameraden. Doch die Namen waren zu lang, z. B. Lettenbauer, oder Majewski, obendrein noch ein polnisches Wort. Aber sie wußten sich zu helfen und strichen einfach die zweite Hälfte bei den Namen fort; bei dem einen das bauer, bei dem anderen das wski, und so gings.

Eine Anzahl dieser Kleinen sitzt gewöhnlich auf der Missionsstation. Gegen 9 Uhr vormittags finden sich die ersten ein; da gibts immer was zu sehen und zu spielen; da sitzen sie bei der Haupttreppe, bei der Küche oder unter der Schule; gewöhnlich aber haben sie ihren Aufenthalt

unter den vielen großen Mango- und Brotfruchtbäumen und unter den Zitronen- und Apfelsinenbäumen. Was da herunterfällt, wandert schleunigst in den Mund. Sie halten das nicht für Stehlen, weil der Pater ja selbst es sieht und nichts dazu sagt.

Eines Tages :: kommt der kleine Ejele zum Pater und klagt, seine Mutter gebe ihm kein Essen und :: weint und bittet, die Mission möchte ihm doch helfen.

„Weswegen :: gibt dir denn die Mutter nichts zu essen?"

„Ich habe einen Fisch gestohlen."

„Aha!"

„Aber ich wollte nichts Böses tun, ich hatte so großen Hunger." Das schwere Palaver fiel schließlich gnädig aus für Ejele; er erhielt zwei Kassada. Aber abends war er schon wieder daheim bei der Mutter. Ein anderer kommt und bittet, ob er nicht zwei Tage auf der Mission wohnen und schlafen könnte; sein Vater sei in Duala, seine Mutter aber sei zu Verwandten gegangen, darum hätte er kein Bett zum Schlafen.

Radspiel der Neger.

So werden einem jeden diese Kleinen bald lieb und teuer. Und wenn man sie dann an Sonntagen in der Kirche sieht

auf dem Schoße der Mutter oder nebenan auf der Bank, wie sie da mit ihren Augen alles verfolgen, wie sie sich bemühen, die Hände zu falten und an die Brust zu schlagen, wie sie das Kreuz machen und das Knieen probieren, dann schwindet der Kleinmut, und in das arme Herz zieht die wohlbegründete Hoffnung ein, daß aus diesen Kindern, deren Stirne schon benetzt ist mit dem Gnadenwasser der hl. Taufe, und deren Eltern Christen sind, ein christliches Geschlecht erblühen wird, wie wir es schon heute in Uganda (Ostafrika) sehen.

3. In der Schule.

Wo eine Missionsschule besteht, wird der Negerknabe mit 7 oder 8 Jahren in die Schule geschickt. Das aus drei Gründen: erstens weil sein Name meistenteils schon im Taufbuch steht, zweitens weil die Eltern froh sind, daß der kleine Strick etwas Erziehung bekommt, drittens weil der Pater es so befohlen hat. Im allgemeinen geht aber der Schwarze gerne zur Schule. So viel wissen auch schon die Kleinsten, daß die Alten die Weisheit nicht erfunden haben. Freilich der Stock, der in der Schule oft nachhelfen muß, ist ein unangenehmes Ding, aber Lesen und Schreiben, ja das möchte der kleine schwarze Junge doch gar zu gern lernen. Und so sind die Schulen gut besetzt. Schade nur, daß der leere Missionsbeutel . . . doch ich will nicht das alte Thema anfangen und klagen und betteln. Es paßt auch offenbar nicht in dieses Kapitel.

Der schwarze Schüler ist munter und aufgeweckt. Das bringt schon die Freiheit mit, in der er aufgewachsen ist; sodann ist der Südländer ohnehin lebendiger von Haus aus. So ist er auch in der Schule durchaus nicht unbeholfen, und es gibt Kinder, die in zwei bis drei Jahren recht gut lesen, schreiben und sprechen lernen. Überhaupt habe ich die Beobachtung gemacht, daß der Unterschied zwischen schwarzen

und weißen Kindern in Bezug auf Begabung nur ein geringer ist.

In der Religionsstunde hören die schwarzen Kinder die biblischen Geschichten des Alten Testamentes sehr gerne. Es

Schule in Kamerun

ist ihnen auch Vieles verständlicher als unseren Kindern. Die orientalische Tracht ist die Tracht der Schwarzen; das Liegen bei Tisch, das Essen an niedrigen Tischen, das Schlachten eines Böckchens, die Totenklagen, u. a. finden sie in ihrem täglichem Leben wieder. Dann hören sie von den Brunnen und den Quellen, wie man sie hütete und schätzte, wie die

Mädchen und Frauen gegen Abend zum Brunnen gehen und Wasser holen; sie sehen auf den Bildern die großen Krüge, die sie auf dem Kopf tragen – genau so, wie es auch heute noch unter den Schwarzen ist. Die Geschichte des Eliezer, der sich ermüdet am Brunnen niederläßt, und der Rebekka, die Wasser aus dem Brunnen schöpfte, ruft das lebhafte Interesse der schwarzen Kinder wach. Und so mit vielem Andern. Und dabei bedarf es auch keiner Erklärung, denn das sind für sie heimatliche Sitten und Verhältnisse. Was sie aber noch ganz besonders aufmerken läßt und ihnen im stillen gefällt, das sind die vielen Schwächen und Fehler, in welchen die alttestamentlichen Juden sich ihnen präsentieren. Da finden sie auch eine Art Beruhigung und Entschuldigung für ihre Kapitalfehler: das Stehlen und Lügen. Da hören sie, wie Jakob von Esau das Recht der Erstgeburt erhält für ein gutes Essen – ein andermal, wie die Brüder den kleinen Josef entführen, dann verkaufen wollen, in die Zisterne werfen, wie die Kaufleute ihn mitnehmen – die Brüder aber lügen dem Vater etwas vor und zeigen ihm das blutige Kleid des Josef; – auch die Geschichte von dem obersten Koch und Mundschenk des Königs Pharao ist ihnen so recht ein Stück aus dem Leben.

Von den hl. Sakramenten ist ihnen das der Buße das liebste. Sie stellen es sich in ihrer Weise vor. Die Menschen machen dem lieben Gott immer Palaver (Streit) mit ihren Sünden, und im Beichtstuhl wird das Palaver erledigt. Der liebe Gott ist barmherzig; er läßt die Sünde nach, und das Herz ist wieder rein. Der kleine Ewee hatte sich das alles wohl überlegt, als ich einmal an einem Samstag nach Buambe kam. Am Sonntag geht er zur Beichte und zur hl. Kommunion. Montag wird die Schule revidiert und die Reihe kommt auch an Ewee. Ja, der hat die Schule geschwänzt, sich herumgetrieben ꝛc, heißt es. Als er seine Prügel bekommen soll, bekennt er hoch und teuer, er hätte das schon alles gestern gebeichtet und es

Interessante Lektüre.

wäre ihm nachgelassen worden. Doch die Strafe blieb natürlich nicht aus.

Recht aufmerksam und ernst hören sie zu, wenn man ihnen von dem Leben des göttlichen Heilandes im allerheiligsten Altarssakrament und von der hl. Kommunion spricht. Ein guter Kommunionunterricht ist recht lohnend und wirkt auch bei den schwarzen Kindern lange nach; er war mir immer der liebste. Daß der Heiland auch die Neger liebt und zu ihnen kommen will in der hl. Kommunion, ergreift ihr Herz sehr. Um sie zum Gebet vor und bei der ersten hl. Kommunion anzuhalten, erzählte ich ihnen, wie es die frommen Kinder in Europa machen; sie beten recht inständig und erhalten dann oft eine besondere Gnade z. B. die Gnade des Priestertums. Dann fragte ich, ob wohl auch ein braves, schwarzes Kind darum bitten und Priester werden könnte? Einer nach dem anderen antwortete: nein; nicht ein einziger wagte die Frage zu bejahen. Ich zeigte ihnen dann ein Bild von drei schwarzen Priestern aus der Trappistenmission in Südafrika, die schon 1903 in Rom geweiht worden waren. Da strahlten ihre Augen, und in dem Herzen mancher Schüler regte sich wohl heiße Sehnsucht nach dem Priestertume. Arme Kinder! Der Wille ist bei den Kleinen gut und oft der beste, sie beten und geben sich alle Mühe, doch wird wohl eine geraume Zeit vergehen, bis wir die ersten einheimischen Priester am Altare erblicken. Im Jahre 1912 wurde in Einsiedeln bei Viktoria, wo ja auch das Lehrerseminar besteht, eine Pflanzungsstätte für einheimische Priester eröffnet. Einige Kandidaten die zuvor das Lehrerseminar besuchten, haben mit den Lateinstudien begonnen. Einen traurigen Eindruck hinterläßt es, wenn der Pater beim Unterricht aus den Antworten der Kinder herausmerkt, wie sie selbst das Gefühl haben, unter dem Fluche Gottes zu stehen, als wären sie nicht würdig, ihren Erlöser zu empfangen und ihm anzugehören. Da fühlt man aufs Neue, welch ein Glück es ist, von christlichen Eltern abzustammen und erzogen zu sein im christlichen Glauben!

4. Leiden und Freuden unserer schwarzen Schüler.

Unter die Leiden unserer schwarzen Schüler muß man es billigerweise rechnen, daß sie, die vordem ungebundene Freiheit genossen, nun Tag für Tag auf der Schulbank stille sitzen und sich mit allerlei nicht immer interessanten Dingen befassen müssen. In manchem der kleinen Rangen scheint oft so etwas wie Zigeunernatur zu stecken. Es versteht sich, daß der Lehrer das Schwänzen nicht so ohne weiteres hingehen lassen darf; und so entsteht ein neues Leiden für die lernbegierige Jugend, das schon in der heiligen Schrift an manchen Stellen angedeutet ist. Gar oft ist ein entsprechendes Pensum zu erledigen. Die schwarzen Schüler nennen es „Schulpalaver". Da ist der kleine Mitini, der kann das Schulschwänzen nicht lassen. Mit der unschuldigsten Miene beteuert er, er sei nicht schuld, sondern der Teufel, der sitze in seinem Herzen. Mangale war zwei Tage nicht in der Schule. Alle anderen Kinder haben ihn beim Fischfang gesehen; er aber bleibt dabei, daß er krank war. Bobowo sagt, er habe mit seiner Mutter in der Farm arbeiten müssen; gleich springen einige andere in die Höhe und behaupten, das sei gelogen, es sei eine große Lüge. Epule hat schon das letzte Mal eine gute Tracht Prügel bekommen. Jetzt war er wieder aus der Schule geblieben. Er gibt als Entschuldigung an, er wollte sich nur etwas ausruhen, weil ihm sein Instrument zum Sitzen so weh getan hätte. Der kleine Balinga sagt schon im voraus, er sei noch so klein, und deshalb möchte er die Strafe geschenkt haben; er werde sonst vor Schmerz sterben usw.

Dann kommen die Strafen; das niedrigste Maß sind drei Stockhiebe. Die Schulknaben kennen die Praxis der Regierung und Häuptlinge; letztere haben eben ein Faß, und der Übeltäter wird angebunden. Da diese Einrichtung in der Schule nicht getroffen werden kann, haben die Knaben

sich zu helfen gewußt. Als ich das erste Mal in die Lage kam, die Naturkinder durch das oft allein noch helfende Mittel körperlicher Strafe zur Pflicht zu rufen, da ergriffen sofort vier stärkere Buben den Übeltäter; zwei packten ihn an den Händen, zwei an den Füßen, und der schwarze Lehrer verabreichte die Hiebe. Das Zählen übernimmt gewöhnlich der kleine Delinquent selbst, und bei jedem Hieb schreit er tapfer mit: jo (1), beba (2), belabo (3), betano (4) usw.

Eins ist bei der ganzen Sache wohl zu beachten: die Strafe muß gerecht sein. Wilde Völker haben durchweg ein ausgesprochenes Gefühl für Gerechtigkeit. Das zeigt sich schon bei den Kindern. Durch übereiltes, ungerechtes Strafen kann man alles verderben. Andrerseits darf man auch nicht zu milde und nachsichtig sein. Das versteht der Schwarze nicht. Er kann es sich nicht denken, daß man aus dem Motiv der Liebe oder des Mitleids ihm die Strafe schenken möchte. Das hält er für Schwäche, oder er erklärt es sich so, daß er durch sein Bitten und Weinen den Weißen hinters Licht geführt habe. Lautet also die Strafe auf 15 Schläge, dann müssen sie genau verabfolgt werden. Dann ist das Palaver erledigt. Bei gerechter Behandlung trägt das schwarze Kind seinem Lehrer nichts nach; nachher ist alles wieder gut.

* * *

Das wäre so ein Blick in die Leiden eines schwarzen Schülers. Doch es gibt auch Freuden, ja ganze Freudentage; man nennt sie Play- oder Spieltage. Jeden Monat einmal werden die Trommeln ausgepackt und die Pfeifen und die Schulfahne und der Tambourstab, und es geht hinaus in die Ferne mit fröhlichem Sang und Klang. Welch eine Freude und welch ein Stolz in den kleinen Kerlen! Die besten Kleider werden angelegt, und was ein Soldat sich dünkt, wenn Vater und Mutter und Geschwister den schmucken Burschen sehen, das dünkt sich der schwarze Schulkamerad auch, wenn er nach der Musik im Takt und

Bischof Vieter von Kamerun unter seinen Missionaren.

Schritt an den Hütten vorbeimarschiert. Wenn aber gar ein Europäer auf die Veranda seines Hauses hinaustritt und den schwarzen Schülern freundlich zunickt, dann fühlen sie sich auf der Höhe ihres Glückes. Schon mancher Negerjunge, der nichts von der Schule wissen wollte, hat an solchen Tagen seine Angst und Faulheit überwunden, und um Aufnahme in die Schule gebeten.

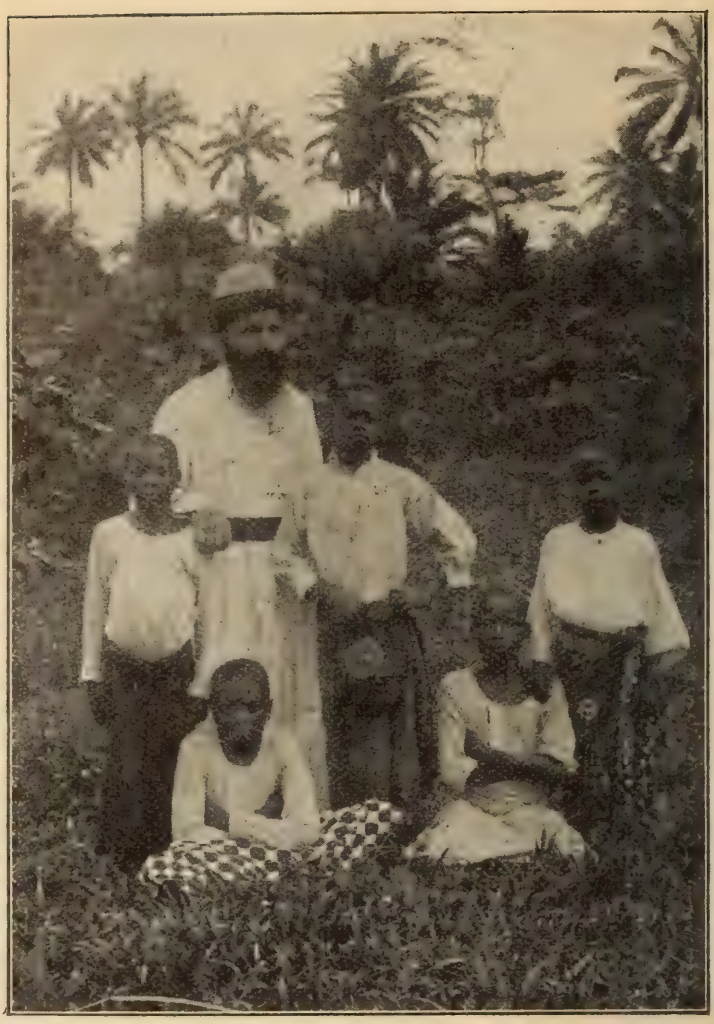
Außer diesen kleinen Spielen gibt es im Jahr noch zwei große Spieltage; der eine ist um Pfingsten im Anschluß an die Spiele, welche die einzelnen Ortschaften seit vielen Jahren unter sich veranstalten, der andere ist das Geburtsfest des Kaisers. An diesem Tage kommen die Schüler von allen Schulen auf die Hauptstation. Ist das ein Leben! Die Schule ist in Palmen gehüllt, auf der Station flattern die Fahnen, ein buntes Gewirr von mehr denn 500 Kindern bewegt sich hin und her. Nach der kirchlichen Feier und der Schulfeier – zu beiden finden sich fast sämtliche Europäer ein – geht es an den dritten Teil, die weltliche Feier. Zuerst findet ein großer Umzug statt, an der Spitze die Schulmusik. Etwa fünfzig Knaben hatten sich im letzten Jahre meiner Wirksamkeit in Kamerun Gewehre und Säbel aus Holz gemacht; das war die Elite. Der Zug marschiert zuerst zum Bezirksamtmann, dem Vertreter des Kaisers, dann auf den Regierungsplatz, dann zu den ansässigen Europäern und vor allem zu den Hauptvertretern der großen Firmen. Für die Herren schwärmt der kleine schwarze Student wie bei uns die Studenten für ihre „alten Herren". Da gibt es nämlich etwas für den Magen und für die Kehle.

Bei der letzten Kaisergeburtstagsfeier – 1906 – spendeten die Herren des Guten fast zuviel. Es sah aus, wie eine große Karawane, als die Knaben von ihrem Umzug auf die Mission kamen. Sie trugen auf ihren Köpfen eine überaus große Menge von Eßwaren; nicht weniger als fünf Zentner Reis, zwei große Ballen Stockfische, dann Klippfische, Salzfleisch, Cornedbeef, Büchsen mit Fleisch, Heringen, Käse ꝛc., sogar Zucker war mitgekommen. Hei! das gab ein Springen

und Tanzen, ein Klatschen und Singen unter dem kleinen Volk! Manche hatten noch nichts im Magen; denen ging das Herz über bei all diesen Herrlichkeiten.

Hast du einmal, mein lieber Leser, ein Zigeunerlager gesehen, wie da gekocht, gewirtschaftet und gegessen wird? Das wäre so ein kleines Bild von dem Leben und Treiben das sich entwickelt, wenn die schwarzen Knaben Feuer machen und kochen und essen. Unzählige Feuerchen flattern auf. Da hocken sie im Kreise herum, zu dreien oder sechsen oder mehreren um einen Topf; das ist gewöhnlich eine kleinere oder größere Blechbüchse, an denen in Kamerun kein Mangel ist. Im Topf brodelt und kocht der Reis, und an der Oberfläche des kochenden Breies sieht man die Fischstücke oder gar Fleischstücke herausschauen. Ja, es ist schon ein Genuß, das alles zu riechen und anzusehen; ab und zu steckt schon einer den Finger hinein, um dran zu schmecken. Alle aber sind eifrig bemüht, das Feuer zu schüren und anzufachen; wenn da auch eine Portion Rauch um ihre schwarzen Köpfe zieht, das hat nichts zu sagen. Und dann das Essen! Teller sind dazu nicht nötig, noch viel weniger Löffel oder Gabel und Messer. Im Fluge läuft jeder in den Garten und kommt eilig zurück mit einem großen Bananenblatt oder einem Blatt vom Brotfruchtbaum oder der Makabostaude; das vertritt den Tisch und den Teller, und die fünf oder zehn Finger sind flinke und geübte Gabeln, die nie versagen. Mit Staunen sieht man, was und wieviel da in den Magen hinein kann. Aber deswegen keine Sorgen. Ein schwarzer Magen verarbeitet auch kleine Knochen und andere ähnliche schöne Sachen.

Nachmittags bereitete der Herr Bezirksamtmann Regierungsrat Steinhausen den Kindern noch ein besonderes Vergnügen. Auf einem schönen, freien Platze war ein großes Kinder- und Volksfest vorbereitet. An einer hohen Kletterstange hingen die schönsten und begehrenswertesten Sachen. Die Stange war mit Seife eingeschmiert; da galt es hinaufzuklettern, um etwas zu erhaschen! Dann gab es ein Wett-



Pallottinermissionar mit Missionsschülern.

rennen und ähnliches. Das Beste von allem aber war das Sacklaufen. So etwas hatten die schwarzen Buben noch nicht gesehen. Zu Dutzenden mühten sie sich ab in den Säcken, fielen um und standen wieder auf; einige versuchten zu springen, die anderen rollten sich auf der Erde

Lehrer Martin Mbange mit seinen Schülern.

u. dergl. — Den Schluß machte ein wohlgelungenes Feuerwerk, und dann verlief sich der Schwarm der großen und kleinen schwarzen Gäste.

Erst spät wurde es auf der Missionsstation ruhig. Um zehn Uhr machen wir noch einen Rundgang. Die Schule ist ein großes Lager. Auf dem Fußboden, auf den Bänken und unter den Bänken liegen schwarze Gestalten; auch in den Wohnstätten ist jedes Plätzchen besetzt und belegt. Doch stören wir die Kleinen nicht, sie haben heute sicher viel und süß zu träumen — wenn man nur etwas davon erfahren könnte!

5. Aus der Schule in den Himmel.

Eines Tages kamen zwei Schüler aus Bebandoe und brachten einen Zettel vom dortigen schwarzen Lehrer: „Lieber Pater, komme doch sehr schnell, Ejajue wird sterben." Ich machte mich alsbald auf den Weg; es waren gut vier Stunden zu gehen. Doch schon in der Schule vor Plantation, eine Stunde vor Bebandoe, hörte ich, daß Ludwig, das war der Taufname des Knaben, bereits gestorben war. Ich nahm den Lehrer und die dortigen Schüler mit, und so kamen wir etwa um elf Uhr vormittags in Bebandoe an.

Wir fanden den Toten bereits aufgebahrt. Mitten auf dem Hauptplatz des Dorfes hatte man ein provisorisches Zelt aus Bambusstäben und Matten errichtet. Unter demselben lag auf einem Bettgestelle die Leiche des Knaben. Es ist Sitte bei den Schwarzen, daß niemand die Sachen des Verstorbenen für sich nimmt, sondern alles wird dem Toten mit ins Grab gegeben oder muß als Schmuck für Bahre und Sarg dienen. So war alles schön hergerichtet. Die Gesichtszüge des Knaben hatten sich nur wenig verändert; er lag da angetan mit denselben Kleidern, die er vor vier Monaten am Tage seiner ersten hl. Kommunion getragen hatte. Um

den Hals hatte man ihm den Rosenkranz geschlungen, in den gefalteten Händen hielt er zwei Bildchen. Auf der Brust lag das große, schöne Kommunionbild, das die Unterschrift trug: „Wer mein Fleisch ist und mein Blut trinkt, wird leben in Ewigkeit." Der Knabe hatte als Erster aus diesem Dorf nach der hl. Taufe verlangt. Als Bebandoe und Plantation noch keine Schule hatten, war er ein regelmäßiger Besucher der Schule in Buambe. Nachdem in Plantation eine Schule errichtet worden war, war Ludwig fast ein ganzes Jahr der Anführer von zehn Knaben, die täglich von Bebandoe nach Plantation gingen — der Weg war eine Stunde lang — um an dem Unterricht teilnehmen zu können. Endlich wurde auch in Bebandoe eine Schule eröffnet. Wer war glücklicher als Ludwig! Große Freude erfüllte sein Herz, als er mit zehn Kameraden zur hl. Taufe zugelassen wurde. Und nun lag er da auf der Totenbahre. „Früh vollendet hatte er viele Jahre erreicht."

Die Krankheit hatte nur wenige Tage gewährt. Am Montag Abend legte er sich hin; Dienstag und Mittwoch war noch keine Gefahr vorhanden. Erst Donnerstag früh verschlimmerte sich plötzlich der Zustand. Ludwig betete den Rosenkranz, und seine Augen ruhten unausgesetzt auf den Bildern, die er bei sich hatte. Um zwölf Uhr ließ er den Lehrer und seine Schulkameraden rufen und sagte ihnen, daß er jetzt sterben müsse. Darauf bat er um den Pater; er wolle wie ein Christ sterben und die hl. Kommunion und die letzte Ölung empfangen. Doch glaubte niemand an eine augenblickliche Lebensgefahr. Indes schwanden seine Kräfte zusehends, und er selbst war von seinem bevorstehenden Ende fest überzeugt. Und nun benutzte der brave Knabe die letzten Stunden seines Lebens in recht erbaulicher Weise. Die Erwachsenen, seine Eltern und Verwandten, die alle noch dem Heidentum ergeben waren, ermahnte er zur Taufe und bat immer wieder, sie sollten bei seinem Tode nicht tun, was bei den Heiden Sitte wäre; sie sollten nicht schreien und weinen, sondern beten und an seinem Grabe keine heid-

nischen Feierlichkeiten veranstalten. Es muß das auf die Heiden einen tiefen Eindruck gemacht haben. Allen Ernstes erzählte mir der Häuptling, sie hätten in der Nacht ein großes Licht über der Hütte des Verstorbenen gesehen, und er werde jetzt alle Kinder zur Schule schicken, auch die Mädchen (diese fehlten bis dahin noch trotz aller meiner

Marienverein in Kribi, neu begründet im Jahre 1913.

Bemühungen). Kurz vor seinem Hinscheiden reichte der Sterbende allen Mitschülern die Hand zum Abschied. Unter gemeinsamem Abbeten des Rosenkranzes hauchte er seine reine, unschuldige Seele aus. „Hast du auch Glaube, Hoffnung und Liebe mit ihm gebetet und vor allem das Reuegebet," fragte ich den Lehrer. „Ludwig hat zwölf Mal das Reuegebet ganz laut verrichtet, und alle haben geweint." So sehr es mir leid tat, daß ich dem Knaben nicht die

Pallottinerin mit ihren Zöglingen.

hl. Sterbesakramente hatte reichen können, so war ich doch überaus getröstet, als ich all dieses hörte. Ludwig hatte am Sonntag vorher die hl. Sakramente empfangen. Bis zu seinem letzten Atemzuge hatte er den hl. Glauben bekannt, und die Gebete unserer hl. Kirche waren die letzten Worte, die seinen sterbenden Lippen entströmten.

Am Nachmittage betete ich mein Brevier bei der Leiche und hielt dann eine kleine Ansprache. Wir beteten noch einmal alle den Rosenkranz, die Lauretanische Litanei und sangen einige Lieder. Dann sollte das Begräbnis stattfinden. Mir taten die Heiden leid, und da ich ihnen doch nicht alles versagen wollte, gestattete ich den Verwandten, ihrer Sitte gemäß von dem Toten Abschied zu nehmen. Einige taten es, und es sah recht wehmütig aus. Etwa dreißig Schritt von dem Sarge stellten sie sich hin, doch so, daß sie den Toten sehen konnten. In Trauerkleidern, die Hände gekreuzt, näherten sie sich langsam dem Sarge und gingen dann wieder auf demselben Weg zurück. Beim Hin- und Zurückgehen stimmten sie ihre Totenklage an. So oft sie in die Nähe des Toten kamen, streckten sie ihre Hände entgegen und redeten zu ihm mit vielen Tränen und Worten. Zum Schlusse legte man alle Sachen des Verstorbenen in den Sarg nieder, Kleider, Bücher, Tafel, Schreibheft, Tinte ꝛc. Der Sarg wurde geschlossen, und unter den Gebeten und Zeremonien der Kirche betteten wir ihn ins Grab als den ersten christlichen Toten dieses Dorfes. Möge er am Throne Gottes stets Fürsprache einlegen für seine schwarzen Brüder hier auf Erden, damit allen das Licht des Glaubens leuchte und alle durch den Glauben an Jesus Christus das ewige Leben erlangen.

III. Der Neger im Dienst der Europäer.

1. Niedere Karriere.

1. Der Boy.

Mancher Junge wird eben nicht schlauer, wenn er auch noch so lange auf der Schulbank sitzt. So ist es bei uns in der Heimat, und so ist es auch in Kamerun. Solche Helden schlagen dann die niedere Karriere ein. Das ist die Karriere eines Boys oder Stewards.

Der Boy (Diener) und Steward (Hausbursche) ist im Hause eines Europäers in Kamerun soviel wie Faktotum oder Mädchen für alles. Dem Afrikakenner tritt die ganze Poesie und Romantik, aber auch nicht minder die tragische Seite lebhaft vor Augen, die das Leben eines Boys mit sich bringt! Ein Europäer ohne Boy ist einfach undenkbar. Heitere und böse Stunden, gute und schlechte Tage, alles macht der Boy mit; er begleitet seinen „Mister" (Herrn) überallhin, ist eingeweiht in vieles und weiß von manchem Abenteuer zu erzählen.

Das erste Erfordernis zum Einschlagen dieser Karriere ist die Kenntnis des Pigeon- oder Neger-Englisch. Kamerun ist zwar eine deutsche Kolonie, und die Beamten, Offiziere, Kaufleute sind deutscher Nation. Kommt man aber in ein Haus, dann gibt es kein Essen, sondern »shop«, kein Frühstück sondern „breakfast"; der Junge bringt nicht Selterwasser, sondern es heißt: »Boy, open bodel bums-

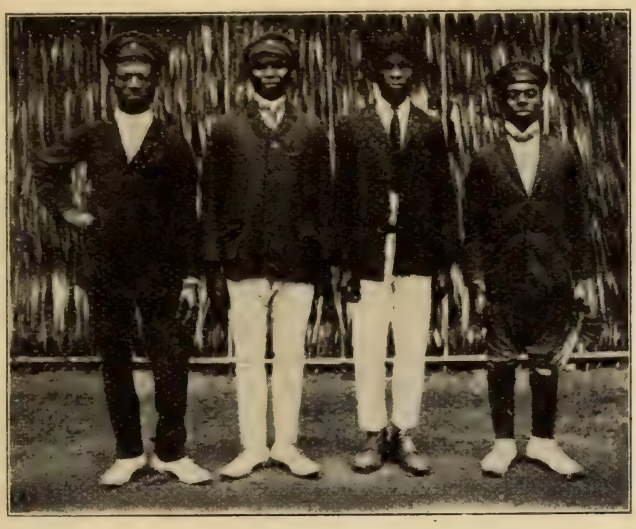
water‹. Der Tisch heißt table, die Gabel fork und der Löffel spun. Das ist das Pigeon-Englisch, dessen sich der brave Deutsche in seiner Häuslichkeit bedient. Nun, die Herren mögen ihre Gründe haben; es ist ja auch jeder in seinem Hause sein eigener Herr. Aber im Interesse unseres deutschen Vaterlandes ist es doch zu bedauern, daß in Kamerun die Umgangssprache des Deutschen mit den Schwarzen noch immer dieses armselige Englisch dritter Güte ist.

Es gibt verschiedene Arten von Boys: Hausboy, Kochboy, Yard(Hof)boy, Horse(Pferde)boy, Hühnerboy, Store (Lager)boy. Ihre Namen sind ebenso verschieden: der eine heißt: Montag, der andere Nauke, Bodelbier, Napoleon, Sixpence (Fünfzigpfennig) usw.

Der vornehmste von allen Boys ist der Hausboy. Er schaut auf seine Genossen mit Geringschätzung herab, hat er es doch nicht mit Hühnern oder Pferden, sondern mit dem Herrn selbst zu tun. In größeren Haushaltungen, bei höheren Beamten und reichen Kaufleuten, sind mehrere Boys im Hause angestellt. Einer von ihnen ist der Oberboy, der Oberstewarb, der Direktor. Er selbst rührt keine Teller und Tassen an, er befaßt sich mit ernsteren Sachen, mit Bier, Sekt und Kognak, mit Zigarren und Zigaretten, mit Likör und Streichhölzern; die übrigen Dienstleistungen überläßt er den andern.

Genau ist die Arbeit abgemessen; der eine spült die Teller; der andere putzt die Gabeln und Messer, der dritte die Gläser; der vierte und fünfte hat die Töpfe und dergleichen zu besorgen usw. Man könnte demnach von Tellerboy, Gabelboy, Topfboy ꝛc reden. In einem mir bekannten Hause waren außer dem Oberstewarb noch zehn andere Boys. Dem letzten von ihnen lag nur die Sorge für die drei Stubenhunde ob. Oft bricht unter der schwarzen Mannschaft ein Streit aus, den dann der Oberboy mit seinem festem Bambusstock schlichtet. Nicht selten muß der Herr des Hauses selbst eingreifen, und dann geht's gewöhnlich dem Oberboy an den Kragen.

Herzlich mußte ich einmal lachen über einen Herrn, der sich nicht mehr mit den Boys zu helfen wußte, da sie alles zerbrachen, was ihnen in die Hände geriet. Zur Strafe hing er ihnen dann den zerbrochenen Gegenstand um den Hals. Da trug der eine etwa einen Tag lang eine Flasche



Eingeborene als Krankenwärter.

oder ein Bierglas um den Hals, der andere am Bändchen gar einen zerbrochenen Topf; und dazu die ernsten und dummen schwarzen Gesichter!

Ist der Herr so recht nach seinem Geschmack, dann nimmt sich der Boy ihn wohl zum Vorbild. In Sprache und Gang ahmt er seinen Herrn nach und ist überaus glücklich, wenn der Herr ihm für seine geleisteten Dienste ein altes Kleidungsstück hinterläßt, in dem er zu Hause gerne Parade macht. So hatte ein kleiner Boy von einem Offizier ein Paar hohe Reitstiefel und einen Offiziersrock geerbt. Trotzdem er sich in demselben kaum bewegen konnte, erschien er dennoch an hohen Festtagen immer in dieser Uniform. Der Boy sieht, daß sein Herr viele Briefe

schreibt. Natürlich darf er hinter seinem Herrn nicht zurückstehen und nimmt sich dessen Briefe ebenfalls zum Muster. Andreas Ekandi aus Buambe war Boy in Duala. Sein Mister hatte an eine Dame in Deutschland einen Brief geschrieben, in dem er ihr zu ihrer Verehelichung seine Glückwünsche aussprach. Diesen Brief hatte Andreas genau abgeschrieben und steckte die Abschrift in einen Briefumschlag. Er adressierte den Brief an seine Mutter in Buambe. Der Brief kam in Buambe an und in die Hände des Lehrers, welcher der staunenden schwarzen Mutter des Ekandi alles vorlesen mußte. Der Sohn aber hatte in Duala schon solche Fortschritte gemacht, daß der schwarze Lehrer den Brief nicht einmal verstehen konnte, und so wurde er denn mir überbracht.

Im allgemeinen ist der schwarze Boy seinem Herrn treu ergeben. Kommt man in ein Haus zum Besuche, dann weilt der Boy gewöhnlich auf der Treppe oder auf der Veranda des Hauses. »Your Mister live?« („Ist dein Herr zu Hause?") »Yes, live for house,« („ja, er ist im Hause"), ist seine Antwort. Immer ist der kleine Kerl fidel und munter; den ganzen Tag über tummelt er sich im Hause, und kommt die Nacht, dann bietet ihm die Veranda oder sonst eine Ecke noch genug Platz zur Ruhe. Geht sein Herr aus, d n trägt er ihm den Rock oder andere Sachen nach; regelmäßig nimmt er eine Laterne und Streichhölzer mit, um des Abends oder in der Nacht seinem Herrn „heimleuchten" zu können. Dauert die Sitzung etwas länger, dann legt sich der Boy vor dem Eingang zum Hause nieder. Laterne und Streichhölzer hält er bereit, um sofort seinen Dienst ausüben zu können. So fand man einst den braven Njokne in später Nacht vor der Treppe liegen; der Kopf lag auf der dritten Stufe, die Hände waren ausgestreckt, die Füße hielten die erloschene Laterne umschlungen, und nur ein gesundes Schnarchen verriet seine Anwesenheit. Um seinen Mister nicht zu verfehlen, hatte er auf diese Weise Eingang und Treppe mit Beschlag belegt.

Aus der guten alten Zeit, zu der man das erste Jahrzehnt in Kamerun rechnet, wird noch die Arbeitsfreudigkeit eines besonders eifrigen Boys lobend erwähnt, der die Vorliebe seines Herrn für einen stärkenden Trunk erfaßt hatte und deshalb die Kognakflasche und ein Gläschen regelmäßig auf den Ausgängen mit sich führte. Hiergegen hatte der Herr nun nichts einzuwenden; im Gegenteil, er organisierte diese Einrichtung besser. Der Boy ging voran, die Flasche thronte auf dem schwarzen Kopfe, und oben auf der Flasche saß das Gläschen. Von Zeit zu Zeit ertönte das Signal: „Halt, Station!" Der Boy schenkte ein, der Herr trank aus; dann wurde der Weg weiter fortgesetzt. War die Flasche geleert, dann flog sie ins Gras — der Boy aber wanderte ins Hintertreffen.

Der Leser kann sich nun wohl denken, wie ein Europäer sich an seinen schwarzen Boy gewöhnen, ja, wie er ihn liebgewinnen kann. Und das ist auch wirklich der Fall. Rechnet man dazu die täglichen Dummheiten und Schnurren, die im Haushalte vorkommen, und die komischen Einfälle, die ein schwarzer Kopf oft hat, wie er da staunt über ein Grammophon, oder statt Kaffee — Kaviar in den Topf steckt u. dergl., dann läßt sich dies alles leicht erklären. Ja, bei vielen hat sich so ein schwarzer Boy ein unauslöschliches Andenken gesichert; denn oft ist er der einzige, der seinen Herrn in äußerster Not nicht verläßt. Es kommt nicht selten vor, daß ein Europäer seinem Boy das Leben zu verdanken hat. Aus eigener Erfahrung kann ich dies bestätigen. Ich machte vor einigen Jahren eine zweiwöchentliche Missionsreise in das Innere des Landes. Wir übernachteten unterwegs in einem Dorfe, das nahe an einem Flusse gelegen war. Der Fluß war nicht tief, man konnte ihn bequem durchwaten. In der Nacht hatte jedoch ein wolkenbruchartiger Regen eingesetzt, der eine sehr starke Steigung des Flusses bewirkte. Doch besann ich mich am anderen Morgen nicht lange und ritt mit meinem Pferd in den Strom, da ich der festen Überzeugung war, noch

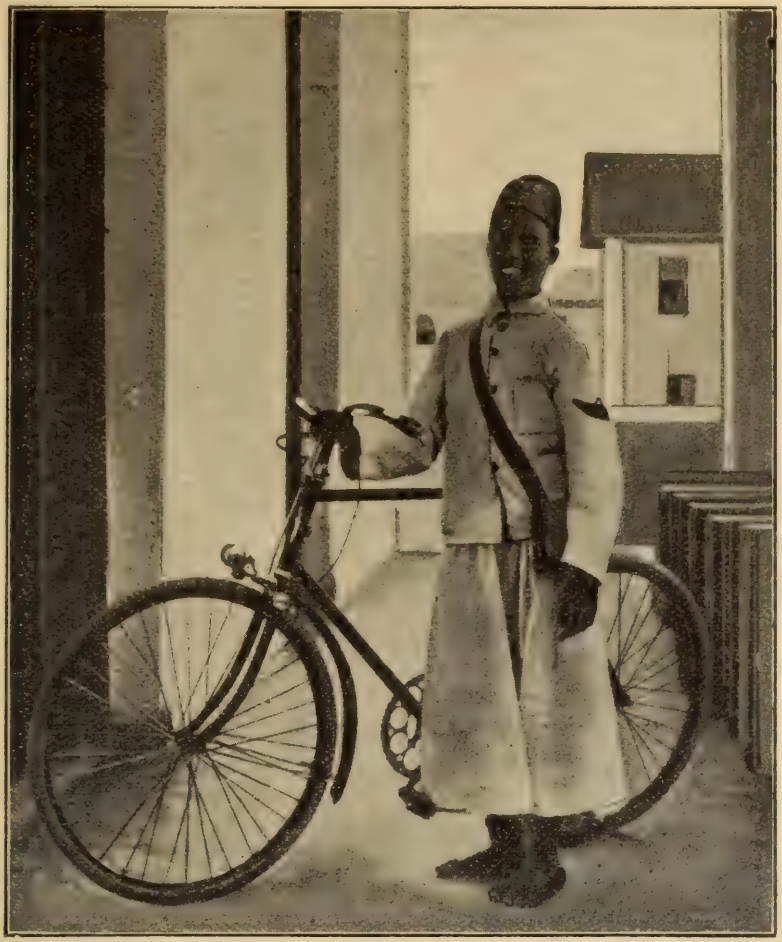
glücklich an das andere Ufer gelangen zu können. Der Regen hatte aber alte Bäume und Lianen in den Fluß getrieben, und das Wasser hatte eine solche Höhe erreicht, daß das Pferd keinen festen Boden mehr gewinnen konnte. Der Gaul verfing sich mit den Füßen in den Lianen und wurde wild. Ich sprang sofort vom Pferde ins Wasser, um das Tier zu erleichtern und frei zu machen. Das hatten aber meine zwei Boys falsch verstanden, sie dachten eben, ihr Mister ginge jetzt unter. Ein Augenblick — und beide waren im Wasser und an meiner Seite; nicht einmal ihre Ränzel, welche den Reiseproviant in sich bargen, hatten sie abgelegt, so schnell waren sie auf meine Rettung bedacht. Offiziere wissen vor allem davon zu erzählen, wie der Neger selbst zu heldenmütigen Taten fähig und wie gerade der Boy bereit ist, für seinen Herrn sein eigenes Leben einzusetzen.

Der schwarze Boy ist ein ausgesprochener Feind aller Haustiere. Hunde und Katze sind ihm ein Greuel. Diese Erscheinung ist nicht in angeborener Feindschaft, sondern vielmehr in der Tatsache begründet, daß die Nahrung dieser Tiere oft aus vielen und schönen Sachen besteht, die der Neger nie zu verkosten bekommt. So steht der Boy mit allen diesen Mitessern immer auf dem Kriegsfuß. Das Ende ist dann meist ein Mordanschlag auf die vierfüßigen und gefiederten Hausrivalen, und so mancher Schimpanse und Papagei ist schon durch Gift aus dem Wege geräumt worden.

2. Mittlere Karriere.

Koch- und Waschmann.

Jene Neger, deren Fähigkeiten und Neigungen ein wenig höher weisen als auf den Beruf eines Hausburschen, werden oft Küchenmeister. Schwarze Köche aus Lagos und von der Goldküste erhalten 50 – 70 Mark pro Monat, dazu freie Verpflegung für sich und die ganze Familie.



Telegraphenbote in Kamerun.

Das sind Leute, die selbständig arbeiten können und imstande sind, einen Mittags- oder Abendtisch zu liefern, ohne daß der Hausherr vorher das Menu entwerfen und zusammenstellen muß. So weit sind von den Kameruner Köchen bis jetzt nur wenige gekommen. Es gehören übrigens nicht viele

Kenntnisse dazu, um in Kamerun eine einfache Küche zu führen. Wer sich der edlen Kochkunst widmen will, nimmt Stellung als Boy bei einem Koch. Jeder Koch hat einen Boy, der ihm Brennholz hackt, Wasser holt, Feuer macht, überhaupt alle Arbeiten leistet, die dem „Herrn" Koch zu niedrig sind. In der vielen Freizeit, die dem Boy bleibt, guckt er in den Kochtopf und lernt nach und nach, wie man den Inhalt der Konserven-Büchsen mundgerecht macht; er lernt Brot backen, Gemüse kochen, schlachten und braten. Nicht lange wird es dauern, da meldet er sich bei einem neu aus Europa gekommenen Herrn als Koch, dem „schon jahrelange Praxis zur Verfügung stehe". Der Herr macht einen Versuch, der junge Koch ebenfalls. Manches gerät, manches gerät nicht. Vielleicht ist der Herr zufrieden, vielleicht auch nicht. Wirft er den Koch hinaus, dann versucht dieser es bei einem andern, und zuletzt hat er sich wirklich zu einer Stellung emporgerungen, die ihren Mann buchstäblich ernährt. Soviel über die Küche und die Köche.

Ein weiterer Beruf des Negers ist der eines Wäschers. Der Waschmann ist bei allen Schwarzen eine angesehene Person. Er steht noch über dem Koch und ist gewissermaßen Künstler. Ist es doch seine Aufgabe, die weißen Anzüge der Europäer und die Kragen und Vorhemden zu reinigen und zu bügeln.

Sein „Standesbewußtsein" treibt ihn an, dafür Sorge zu tragen, daß nicht nur sein Herr, sondern auch er selbst und seine Freunde stets in tadellos blanker Wäsche erscheinen. Das tritt am meisten bei einem „neuen Herrn" in Erscheinung, der das Verhältnis zwischen dem Quantum Seife und der Menge der Wäsche noch nicht näher in Augenschein genommen hat. Sobald der „neue Herr" zum alten Afrikaner geworden, leidet die „Reinigungssucht" des Waschmanns sehr, wenigstens insofern des Herrn Seife in Beziehung zu des Waschmanns Kleidern steht.

Ein tüchtiger Waschmann bildet sich nicht wenig auf seine Kunst ein und läßt sich dieselbe teuer bezahlen. Die

gewöhnlichen Waschleute beziehen allerdings einen verhältnismäßig geringen Lohn. Mit Entsetzen würde eine deutsche Hausfrau zusehen, wie die gute Leinwand hier zugerichtet wird. Ein Felsblock im Bach vertritt das Waschbrett. Auf diesem Stein wird die eingeseifte Wäsche so lange herumgehauen, bis der Schmutz, aber auch die Hälfte der Leinwand im Wasser schwimmt. Diese Waschart stimmt genau mit der Sprache der Neger überein. So heißt in Jaunde masq ich entferne mich — ich gehe; dasselbe Wort heißt aber auch „Kleider waschen", nämlich etwas entfernen, hier Schmutz und Wäsche zugleich. Kleider waschen ist eben nur ein eingeführter Brauch, wie die Kleider selber. Früher kannte der Jaunde nur „Teller- und Löffelwaschen" und diese hölzernen Geräte konnte er schon etwas unsanft anfassen, ohne sie zu beschädigen. Das nämliche Wort leitete er auf die Wäsche über. Für baden, sich waschen sagt er: „ñwoban", ein ganz anderes Wort, das die Bedeutung hat, sich mit Wasser anstreichen, um die Zartheit dieser Prozedur im Gegensatze zur ersten zu kennzeichnen.

3. Höhere Karriere.

Dolmetscher, Lehrer, Beamte.

Gustav Karl Mbede, Kaiserlicher Regierungsdolmetscher, Wilhelm Anton Abogo, Regierungs-Hilfslehrer, Paul Mbida, Gouvernementskanzlist. — Ja, das sind hohe, schmeichelhafte Titel, die einen andern Klang haben, als Diener, Koch- und Waschmann. Im Busch ist es allerdings leichter, als hierzulande, sich „mit Recht" einen solchen Titel auf die Visitenkarte drucken zu lassen. Man muß nur einigermaßen die Kunst des Lesens und Schreibens verstehen. Aber auf größeren Stationen ist die Sache nicht so einfach. Das erfordert fünf bis acht Jahre Studium. Man kann sich deshalb ganz ehrlich etwas auf einen solchen Titel einbilden. Aber die Höhe des Amtes macht manchen Schwarzen

schwindelig, besonders das Amt des Dolmetschers. Zu ihrem Lobe freilich sei es gesagt, daß unter ihnen viele tüchtige Männer sich befinden. Aber auch hier macht Gelegenheit Diebe. Der Dolmetscher merkt bald, daß der Europäer ganz auf ihn angewiesen ist. Keine Verhandlung findet statt, die nicht durch ihn geleitet wird. Was er übersetzt, muß dem Europäer maßgebend sein. So kann es leicht kommen, daß er sich von den Parteien bestechen läßt, um zu ihren Gunsten seines Mittleramtes zu walten. Deshalb ist es dem Neuling in Kamerun anfangs recht peinlich, nur durch Dolmetscher verhandeln zu müssen. Und die Überzeugung, daß die Kenntnis der Eingeborenensprache unbedingt notwendig ist, drängt sich ihm immer mehr auf. Von diesem Standpunkte ist es auch sehr zu begrüßen, daß die Beamten jetzt schon in der Heimat dem Studium der Negersprachen sich widmen, um sich so wenigstens zu befähigen, die Eingeborenen verstehen zu lernen und die Dolmetscher überwachen zu können. Der Missionar wird schon mit Rücksicht auf den Religionsunterricht die Kenntnis der einheimischen Sprachen nicht missen können. Wenn irgendwo, dann ist gerade hier die Überwachung der Dolmetscher ein zwingendes Gebot der Notwendigkeit, damit die Eingeborenen keine falsche Vorstellungen vom Christentum erhalten. Die unabweisbare Wichtigkeit einer solchen Überwachung dürfte wohl zur Genüge folgendes Vorkommnis beweisen.

Ein Missionar, der noch nicht lange in Kamerun war, mußte beim Gottesdienst auch die Predigt übernehmen. Da der Dolmetscher erkrankt war, wurde er durch einen Schüler vertreten. Der Pater hielt eine schöne Ansprache über die Arbeit. Bei der Übersetzung durch den Dolmetscher machte er aber die unangenehme Überraschung, daß dieser immer dieselben Worte sprach. „Der Pater sagt: Ihr sollt arbeiten, arbeiten sollt ihr! Also hat er gesagt, Ihr sollt arbeiten. Es ist eure Pflicht, zu arbeiten!“ Und so ging es im selben Tone mindestens eine Viertelstunde weiter, bis der Pater der interessanten Predigt ein Ende machte.

Eingeborene katholische Lehrer.

Bevor die Katechetenschule in Einsiedeln errichtet war, hielten wir in Kribi regelmäßig während der Regenzeit im September, wo die Schule geschlossen war, Ferienkurse für die schwarzen Hilfs-Lehrer ab. Daran nahmen auch solche Schüler teil, deren Begabung eine erfolgreiche Vorbildung für den Lehrerberuf in Aussicht stellte. Die Kunst des Missionars bestand dann darin, von den sich meldenden und fähig befundenen Kandidaten jene auszuwählen, die nicht bloß durch den Herrentitel, sondern auch aus Liebe zur Schule und zum Unterricht ihrer schwarzen Brüder angelockt wurden. Mancher hoffnungsvolle Schwarzkopf wurde nach mehrmonatlicher Lehrprobe wieder entlassen, weil sich herausstellte, daß er vom „Herrn Lehrer" nur den ersten Teil an sich hatte. Eine solche „Beförderung" wird meist nicht schwer empfunden. Für fähige Köpfe gibt es überall Anstellung, auf dem Bezirksamt, auf dem Gericht, auf der Post, auf dem Zollamt. Ist gerade kein Platz frei, dann geniert es niemand, in einer niederen Stellung z. B. als Ladengehülfe eine bessere Zeit abzuwarten.

Von den Negern, die sich als „Beamte" im Subalterndienst auf der Post, am Gericht usw., ihren Beruf wählen, ist weiter nichts Besonderes zu sagen. Wie überall, so haben sie auch hier mehr Talent, die Würde gehörig herauszukehren, als die der Würde entsprechende Selbständigkeit und Zuverlässigkeit zu beweisen. So sind denn die weißen Vorgesetzten gezwungen, immerdar scharfe Kontrolle zu üben, wenn sie nicht — wie die Erfahrung leider schon zeigte — ungetreue und lässige Beamte antreffen wollen.

IV. Auf Freiersfüßen.

1. Wie Neger freien.

Wer am Samstag Nachmittag und Sonntags auf dem Marsche sich befindet, der begegnet in Kamerun oft jungen Leuten, die mit allerlei Sachen einherziehen; der eine trägt einen Blechkoffer, der andere eine Portion großer Teller aus gelbem Metall; dieser plagt sich mit zwei Ziegen, die nicht voran gehen wollen, jener wieder eilt mit einem Schaf auf den Schultern daher, während der Schweiß ununterbrochen von der Stirne perlt. Wie ich bald erfuhr, befinden sich diese eifrigen Menschen auf – Freiersfüßen. Ihre Herzen sind von Liebe zu irgend einer schwarzen Schönen ergriffen, und die Liebe läßt sie solche Opfer bringen. Ja, aber was haben all' diese Tiere mit der Liebe zu tun? So wirst du mich fragen. Nun, Kamerun ist eben ein anderes Land als Deutschland und weist mithin auch andere Sitten und Gebräuche auf. Ein schwarzer Freiersmann befindet sich in einer ganz anderen Lage, als ein Bräutigam in unserm deutschen Vaterland. Wenn man einem Schwarzen erzählt, daß in Europa der Schwiegervater seiner Tochter noch Geld mitgibt, so ist ihm das ein unerklärliches Ding, ein Rätsel. Nach seinen Begriffen heißt das alles auf den Kopf stellen, und dazu noch in einer so wichtigen, delikaten Sache! Der schwarze

Schwiegervater und ebenso die schwarze Schwiegermutter machen es gerade umgekehrt: sie lassen sich ihre Tochter ordentlich bezahlen und geben sie nicht eher heraus, bis alles auf Heller und Pfennig herbeigeschafft ist. Das ist aber keine Kleinigkeit, da die Bezahlung nicht in barem Geld geschieht, sondern in Waren. Oft wird für ein schwarzes Mädchen, besonders wenn es aus „besserer Familie" ist, sehr viel bezahlt, – an 2000 – 3000 Mark –, nach unseren Begriffen doch schon eine recht respektable Summe.

Nun stelle dir, mein lieber Leser, diese Summe vor in Waren, in totem oder lebendigem Inventar; das gibt eine ganze große Kollektion ab, und alles muß an Ort und Stelle gebracht werden. Ich gebe hier eine Zusammenstellung aus einem solchen Heiratskatalog. Es ist zu liefern franko ins Haus des Schwiegervaters:

2 Schafe . . .	à 15.– Mk.	30.–	Mk.
2 Stühle . . .	à 6.– Mk.	12.–	„
2 Wasserkannen		8.–	„
1 Kiste Genever		12.–	„
2 Hemden		4.–	„
1 lange Kiste		8.–	„
1 Hund		6.–	„
1 langer Rock		8.–	„
1 Anzug		20.–	„
1 Pfanne und 1 Topf		8.–	„
1 Kiste Rum		15.–	„
Petroleum		5.–	„
5 Gewehre		40.–	„
2 Hüte		4.–	„
2 Katzen		10.–	„
4 Stücke Zeug		20.–	„

Das wären erst zirka 200 Mark. Nun geht das immer weiter, bis die Summe ganz erreicht ist. Fragt man dann einen Heiratskandidaten oder die Eltern des Mädchens, wann die Hochzeit stattfinden soll, dann haben sie ein wunder-

bares Gedächtnis und sind imstande, all' die schon gelieferten und noch fehlenden Sachen genau aufzuzählen. Alte Männer, die sonst nichts mehr lernen können, sind da wie Automaten, in deren Schädel dieses alles gegenwärtig ist. Und niemand hat ein Mitgefühl oder Nachsehen mit dem jungen Mann. Die Alten wissen eben aus Erfahrung, daß nach der Hochzeit kein Geschäft mehr zu machen ist. Die Auserkorene aber hütet sich wohl, den Kaufpreis herabzusetzen; denn je mehr sie kostet, desto größer ist ihr Ruhm im Dorfe und desto höher ihr späteres Ansehen! Und das muß auf jeden Fall gewahrt bleiben.

Die Eltern verkaufen also ihre Tochter, und der Bräutigam kauft sie; das klingt so recht afrikanisch und heidnisch. Wenn nun auch die katholische Mission diese Sitte bis jetzt nicht abschaffen konnte, so hat sie doch derselben einen christlichen Adel aufgedrückt. Die heidnischen Eltern verkaufen ihre Mädchen, ohne sie vorher gefragt zu haben. Wer die größte Summe zahlt, erhält das Mädchen, auch wenn er schon ein Dutzend Frauen sein eigen nennt. Meistens findet dieser Verkauf schon im zarten Kindesalter statt, oft auch gegen den ausgesprochenen Willen der Mädchen. Der Missionar aber dringt darauf, daß der freie Wille bei beiden Teilen, vor allem bei der Braut, gewahrt bleibe. Beide müssen sich verpflichten, bis zu ihrem Tode als christliche Eheleute zusammen leben zu wollen. Ob nun, wie bei uns in der Heimat, der Vater der Braut das nötige Geld als Mitgift zulegen muß, oder wie in Kamerun, der Bräutigam dem Vater der Braut eine Zahlung als Entschädigung für die Erziehungskosten leistet, das ist ein Umstand, der an der Ehe nichts ändert. Dazu kommt, daß die Einrichtung der Schwarzen ganz außerordentliche Vorteile hat. Ein Schwarzer, der so viele Jahre um seine Braut geworben, der so viele Wege machen mußte, um sie zu erhalten, bricht die Ehe nicht so leicht, wie einer, der sie umsonst bekommen hat. Und die Frau, ja, die liebt ihren Mann, weil er eben soviel für sie bezahlt hat! Oft, wenn sich zwei Frauen zanken,

Afrikanische Palmen.

wirft eine der andern vor, daß sie so wenig gekostet habe, sie sei wie eine Buschfrau und eine Sklavin; sie selbst dünkt sich dabei wie eine Freifrau und Hochwohlgeborene, weil sie das Fünf- oder Zehnfache gekostet hat.

Diese Art der Brautwerbung hat auch noch eine andere gute Wirkung. Der junge Mann muß arbeiten, um sich

die Frau zu verdienen, und das ist für ihn eine größere Wohltat, als wenn er die Frau so leicht bekäme, wie bei uns zulande, und eine Mitgift obendrein.

Drei Dorfschöne.

2. Hochzeit am Kribistrand.

Die Hochzeit wird eingeleitet durch die Überführung der Braut in das Dorf und in die Familie des Bräutigams. Wie einst Eleazar Rebekka in ihr neues Heim führte, so kommt im Auftrage des Bräutigams ein älterer Mann aus dessen Verwandtschaft, um die Erkorene heimzuführen. Er bringt zwar keine Kamele oder goldene Geschenke mit; dafür begleiten ihn aber eine Anzahl junger Leute, teils zur Dekoration, teils um den Rest der Waren den Schwiegereltern zu überbringen. Unterwegs

benutzen alle fleißig die Gelegenheit, sich durch ein Schnäpschen den nötigen Mut zu verschaffen; für den Stoff muß der Bräutigam aufkommen.

Im Hause der Braut rüstet man sich unterdessen eifrig zur Abreise. Die Beteiligung ist eine allgemeine. Der Häuptling muß auch dabei sein. Eine Ehe, die ohne sein Wissen oder ohne seine Zustimmung eingegangen ist, wird nicht anerkannt. Das hat seinen Grund in der patriarchalischen Stellung des Häuptlings zu den Dorfbewohnern; er ist ihr gemeinsamer Vater und ihr Familienoberhaupt. Kann eine Gegend ihre Bewohner nicht ernähren, dann wandert eine Familie aus und gründet ein neues Dorf. Mit der Zeit vergrößert es sich, und die Häuptlingswürde bleibt bei der ersten Familie als ein natürliches Erbstück, das immer auf das älteste Mitglied übergeht. Wo noch die alten Sitten bestehen, übt der Häuptling strenge Kontrolle über das Betragen der Mädchen; besonders sieht man aber sehr strenge darauf, daß die Verlobten nicht viel zusammenkommen. Das ganze Heiratspalaver kommt vor das Forum des Häuptlings; er setzt für gewöhnlich sogar den Kaufpreis fest und bestimmt den Tag der Hochzeit. Seine Anwesenheit bei der Übergabe der Braut, sein Abschiedswort und sein letzter Wunsch an die Braut gelten als legitime Form der Ehe.

Der Abschied der Braut von den Eltern und den Bekannten ist so recht ein Bild aus dem Leben der Schwarzen. Der Schwarze hat viel Gemüt; er ist ein Kind, und wie eben Kinder aneinander hängen, und wie die Kinder es tief empfinden, wenn sie sich trennen müssen, so geht es auch bei ihnen. Da haben sie sich noch so vieles zu sagen, und es ist ein Händedrücken und ein Reden und Weinen und Abschiednehmen ohne Ende. Da ist es Sache des Brautführers, Ernst zu machen! Er gibt seinen Begleitern den Auftrag, die Habseligkeiten der Braut an sich zu nehmen: die Kleider, die Schmucksachen, vor allem aber die große hölzerne Mulle zum Kassadamachen, den Stein oder Trog zum Stampfen der Kassada, auch Hacke und Haumesser zum

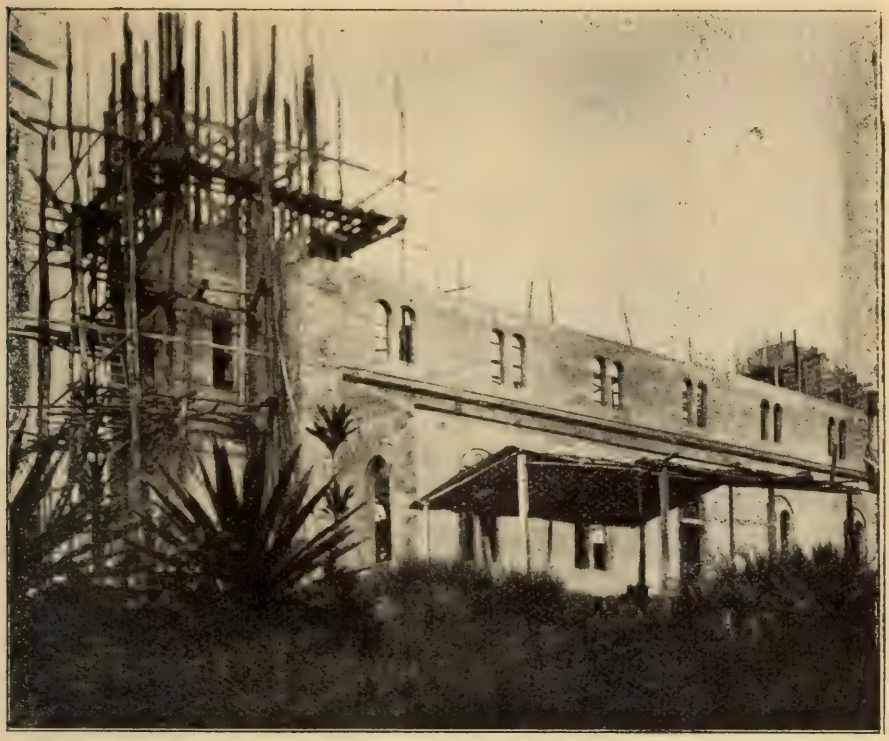
Roden und zum Bearbeiten der Farm. Bald ist alles beisammen und wandert in Bündeln oder Blechkoffern auf die schwarzen Köpfe, und dann setzt sich der Zug in Bewegung. Die Braut geht nicht allein mit; eine ältere Frau aus der Verwandtschaft und eine Anzahl ihrer Alters- und Spielgenossen begleiten sie in das neue Heim. Ist die alte Heimat außer Sicht, dann hebt sich bald die allgemeine Stimmung. Bei der männlichen Abteilung des Zuges ist das ohnehin nicht schwer; denn der Magen ist auf seine Rechnung gekommen; dafür hat die Schwiegermutter gesorgt, und für den Durst der Schwiegervater. So stimmen sie ein Marschlied an. Die Melodie ist die allgemein übliche; der Text ist improvisiert und gilt den Vorzügen und Tugenden der Braut, etwa so: Ah, ah, die Braut hat ein gutes Herz — das sagt der Anführer; die andern antworten: Eh, eh, die Braut hat ein gutes Herz, eh, eh (ja, ja). Man geht im Gänsemarsch, einen andern kennt der Neger nicht, klatscht in die Hände, macht Sprünge nach rechts und links — bald singt man einen neuen Vers, dann wieder einen. So kommt der Zug allmählich in dem neuen Heim an.

Dort finden die eigentlichen Hochzeitsfeierlichkeiten statt. Die Frauen haben eine gewaltige Menge Kassada zubereitet. In großen Bündeln liegen sie aufgeschichtet in den Hütten. Auch Fische und Bananen und Makabo sind in großen Portionen vorrätig. Den Gästen wird gesagt, es wäre Essen da für acht Tage und man könne acht Tage spielen, ohne hungrig zu werden; man erzählt unter sich, auch Hühner und ein Hund oder gar ein Schaf sollen geschlachtet werden. Kurz, soviel Essen wäre noch auf keiner Hochzeit gewesen. Auch zu trinken und zu rauchen gäbe es genug für alle. Das bringt Leben in die Hochzeitsgesellschaft!

Nun wird gespielt und getanzt. Auf einem großen, freien Platz versammelt sich jung und alt. Unter einem Baume sitzen die Musikanten. Auch die beste deutsche Musikkapelle käme diesen nicht gleich, d. h. nach den Begriffen der Schwarzen. Sie haben ihre eigenen Musikinstrumente.

Zunächst zwei große, ausgehöhlte Baumstämme, die auf drei hölzernen Füßen aufrecht stehen. Die obere Öffnung des einen ist überspannt mit einem dicken Fell, das ist der Baß; der andere Baumstamm ist mit einem dünneren Fell überzogen — dem Tenor. Mit der flachen Hand und der Faust wird draufgeschlagen. Drei oder vier andere Musikanten sitzen zu ebener Erde; jeder hat zwei Klöppel in der Hand und vor sich ein etwa meterlanges Stück Holz. Das Holz ist ausgehöhlt und hat nur oben eine zirka 10—20 cm breite längliche Öffnung, die mit den Klöppeln bearbeitet wird. Das wäre nun gerade keine Kunst; aber in einem bestimmten Takt zu schlagen, die Melodien zu begleiten und durch Abwechslung im Takt viele Tänze und Spiele zu arrangieren, ist nicht so leicht. Immerhin bleibt Hauptsache, daß man möglichst viel Lärm mache. In diesem Punkte leistet die schwarze Musikkapelle denn auch Vorzügliches, da dies ihr ureigenstes Gebiet ist.

Der Tanz und die Spiele beginnen abends um acht oder neun Uhr. Gerne nimmt man dazu mondhelle Nächte, und solange der gute Mond am Himmel steht, solange dauert das Vergnügen, etwa bis vier oder fünf Uhr morgens. Den Tag über stärkt man sich und ruht von den überstandenen Strapazen aus; abends fängt es wieder von neuem an und dauert wieder die Nacht durch und so weiter. Da auf einmal verbreitet sich das Gerücht: der ganze Vorrat sei aufgezehrt; auch Getränke seien keine mehr vorhanden. So behaupten die Alten, trotzdem sie sich ein gutes Quantum in Sicherheit gebracht haben. Die Frauen erklären hoch und teuer, sie hätten für eine ganze Woche die nötigen Speisen zubereitet; nun aber hätte jeder noch einmal soviel gegessen ꝛc. Manche zweifeln an all diesen Reden. Da jedoch die Magenfrage, die wichtigste beim Neger, hier nicht mehr gelöst werden kann, sucht jeder die heimatlichen Penaten wieder auf. So endet gewöhnlich das Hochzeitsfest. Schuld daran ist das „Schoppalaver" (Sorge ums Essen); sonst wäre der Schwarze imstande, noch tagelang so weiter zu machen.



Katholische Missionskirche in Kribi im Bau.

Katholische Missionskirche in Kribi vollendet.

Übrigens gibt es noch allerlei Gebräuche, die bei den heidnischen Ehen vorkommen; man erfährt aber darüber nur wenig und Unbestimmtes. Der Schwarze ist dem Europäer gegenüber in diesem Punkte sehr verschlossen, da er sich seines Heidentums schämt. Sehr genau wird darauf gesehen, daß nicht in die Verwandtschaft geheiratet wird; auch sucht man frühe Heiraten zu verhindern. Bei den Christen ist es Sitte, daß sie dem Pater ihr „Heiratspalaver" vortragen. — Der Bräutigam hält sehr darauf, daß seine Braut eine schöne Kleidung trägt. Ein weißer Schleier und ein Myrten(Zitronen)kranz darf nicht fehlen; er selbst erscheint in europäischem Wichs. Ich muß noch heute lachen, wenn ich an meinen Kochboy denke. Er hatte sich für den großen Tag einen Anzug und Strümpfe und neue Schuhe aus Deutschland bestellt. Alles hatte er vorher anprobiert, nur die Strümpfe nicht. Das war sein Verhängnis! In der Kirche harrte die Braut nebst Gefolge, ebenso der Pater mit den Meßdienern; aber der Matthias war nicht zu finden. Man sucht ihn überall; endlich finde ich ihn im Küchenlager ratlos dastehen — die Strümpfe konnte er nicht anziehen. Ich riet ihm, ohne diese sich trauen zu lassen, und dann eilte er in Schweiß gebadet zum Altar. In Jaunde findet sich hie und da die schöne und praktische Sitte, daß das christliche Brautpaar der Mission ein Schaf schenkt. Der Missionar beehrt dafür das Paar mit seinem Besuch, was sehr hoch geachtet wird.

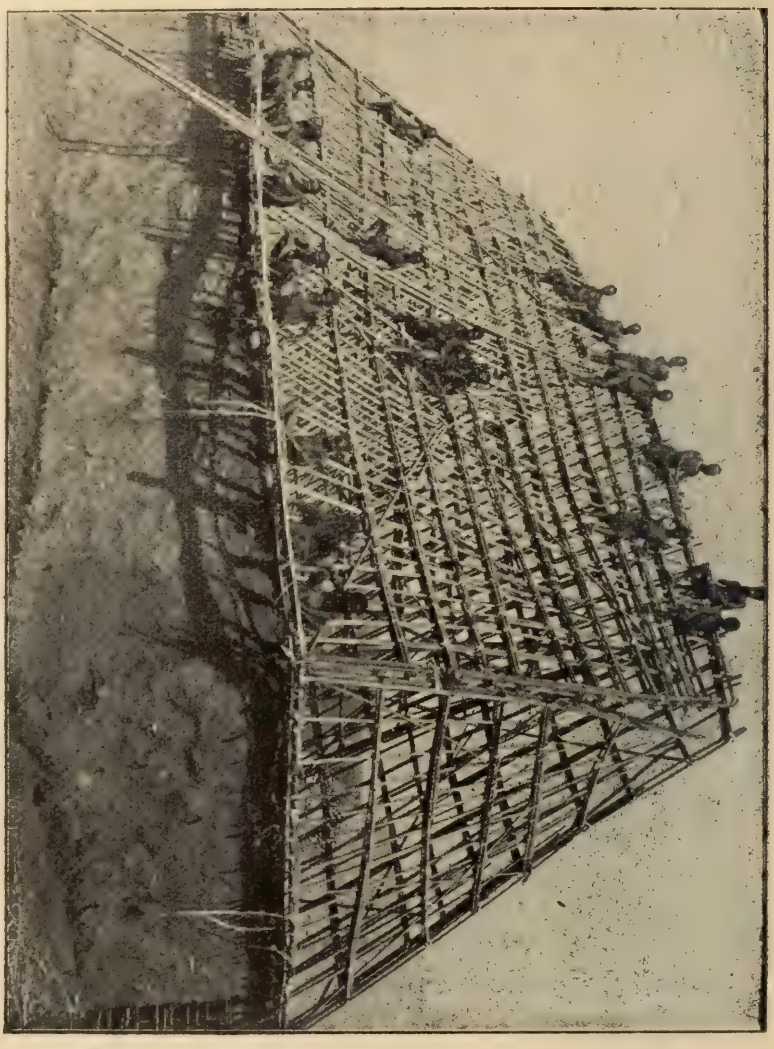
V. Haus- und Familienleben.

1. Die Familienwohnung.

Hochzeitsreisen gibt es bei den Schwarzen nicht. Dies ist schon aus dem Grunde erklärlich, da der Bräutigam jahrelang auf Reisen gewesen ist, bis er zu seiner Frau kam. Er ist froh, wenn er sie nun endlich unter Dach und Fach hat. Dabei hat er etwas von der Natur des Kuckucks. Er hat nicht vorzeitig sein eigenes Heim gebaut, sondern setzt seine Frau den Eltern ins Haus, die dann beiden einen Teil ihrer Hütte einräumen müssen. Die Mutter ist darüber nicht böse; sie behandelt die Schwiegertochter wie ihr eigenes Kind; sie sorgt einen ganzen Monat hindurch und oft noch länger für die nötige Nahrung. Das wären so die Flitterwochen. Dann nimmt die junge Frau ihre Hacke und das Buschmesser, geht mit der Mutter in die Farm, macht Kassada und wirtschaftet, wie sie es eben von Hause aus gewohnt ist. Fast ein halbes Jahr wird so eine gemeinschaftliche Wirtschaft geführt. Dann wird ein Platz gesucht, um eine neue Hütte zu bauen.

Der Platz ist bald gefunden. Daß in einem Dorfe Straßen sein müßten, begreift der Schwarze nicht. Auch will ihm der Nutzen eines Hüttenbaues in Reihen und in der sog. Fluchtlinie durchaus nicht einleuchten. Die Hütten stehen kunterbunt durcheinander. Hohe, breitblättrige Bananenpflanzen und Makabostauden hüllen sie ein. Zwischen-

durch führen schmale Fußpfade. Man kann ein größeres Dorf fast hundertmal durchwandern, ohne sich in dem Wirr-



Regierhaus (Mordkam) im Bau. Der Dachfirst wird mit Bast befestigt.

sal auszukennen und die Hütten alle unterscheiden zu können. Die neue Hütte kommt nun noch dazu. Der junge Mann ist voller Sorgen. »Ehado enene, ehado enene — eine

Negerhaus (Nordkamerun) im Bau: In die engen Maschen des Daches wird als Deckung Gras eingestopft.

schwere Arbeit," so seufzt er mir entgegen. Zunächst muß der Boden gereinigt, geebnet und aufgeschüttet werden; dann gehts in den Busch auf die Suche nach Pfosten, Querstäben und Dachmatten ꝛc. Er kann es allein nicht machen und sucht sich Freunde, die ihm helfen. Allgemein ist es so Sitte geworden, daß einer dem andern hilft.

Nun sitzen sie da und beraten. So ziemlich zwei Wochen gehen dabei drauf, und der Bauherr muß eine Flasche Genever nach der anderen aus der Faktorei holen lassen, um seinen Mut und den Mut seiner Freunde aufrecht zu erhalten. Dann gehen sie endlich in den Busch. Schaut man sich den Platz nach etwa drei Monaten an, dann ist er schon wieder stark verwachsen, wenn auch etwa 20 – 30 Holzpfosten in der Nähe liegen. „Ja, weshalb habt ihr

denn nicht mehr gearbeitet?“ Der Mann klagt seine Not: der Ntonga, sein bester Freund, hätte ein Palaver und wäre auch schon drei Wochen fort, der Isoa sei krank ꝛc., und er allein könne es nicht machen. Ein Demijon Rum bringt die Freunde wieder zusammen, und dann wird weiter gearbeitet. »Ehado enene, ehado enene!« tönt es von aller Lippen. Das ist der Gang der Dinge beim Hüttenbau. Es dauert oft zwei bis drei Jahre, bis die Wohnhütte und die Hütte für die Frau, die zum Kochen und Wirtschaften bestimmt ist, fertig ist.

Die Wände bestehen aus hölzernen Pfosten, die in die Erde gestampft und durch Baumrinde verbunden werden. Eine Hütte wird im Rechteck angelegt; den Wänden entlang laufen schmale Bambusstäbe, an denen die Baumrinde befestigt wird. Man braucht zum Anheften keine Nägel, sondern eine Art Rohr, „Buschrob“ genannt, und verfährt damit ähnlich wie bei uns beim Flechten der Stühle. Die Dachsparren liefern die großen Blätterstiele der Palmen; die Bedachung selbst bilden Matten, die aus den breiten Blättern der Palme oft recht sauber und geschickt gearbeitet werden. Das Dachdecken ist eine Spezialität der Mabeas. Das von ihnen angefertigte Dachwerk bietet einen sicheren Schutz vor Regen und Unwetter.

Interessant ist es zu beobachten, wie es dem Schwarzen an jeder planmäßigen Arbeit und jeder Berechnung fehlt. Er überlegt nicht vorher, wie viele Pfosten oder Bambos oder Matten er wohl nötig hat, sondern fängt eben an. Oft geschieht es, daß die Hütte bis auf das Dach fertig dasteht; dann aber ist dem Hausbesitzer das Geld ausgegangen, und alles gerät auf Monate hin ins Stocken. Um gute Matten zu bekommen, muß er oft Tage lang weit in den Busch gehen. Hat er dann eine Anzahl beisammen, so beginnt das Decken der Hütte. Doch es sind der Matten zu wenige, und wieder kommt er mit der Arbeit nicht voran. Es kommt vor, daß er dann die eine Hälfte der Hütte bereits bewohnt, während in die andere die liebe Sonne hineinschaut.

Selbst die tüchtigsten und fähigsten Neger sind noch nicht imstande, sich vorher etwas zurechtzulegen. Der Regierungsschmied Thomas Mukenge ist einer der fähigsten Köpfe an der ganzen Küste. Sein monatlicher Verdienst beläuft sich auf ungefähr 100 Mark. Schon lange war es sein Vorhaben, sich ein Haus nach europäischem Muster zu bauen. Er fing also an. Schwarze Maurer und Schreiner arbeiteten am Platze. Das Haus wurde im Rohbau vollendet. Dann aber fehlten die Gelder; die schwarzen Handwerker rissen aus, und das Wellblech wurde rostig und schadhaft. So stand das Haus fast zwei Jahre hindurch; das Elefantengras hatte die Fundamente ganz überwuchert. Mukenge selbst war ganz verzagt. Dann wurde wieder etwas gebaut; aber wann wird der Bau fertig? Wenn man den Schwarzen dann sagt, sie sollten von uns lernen, so erhält man zur Antwort: Wir hätten so viele Bücher, da stände alles drin.

Eine fertige Hütte sieht oft ganz nett aus. Ist sie auch von außen etwas niedrig, so bietet sie doch im Innern Raum genug, da das Dach frei ist. Man teilt das Innere oft in zwei oder drei Teile. Die aus Baumrinde und Bambusstäben geflochtenen Wände, ebenso das geflochtene Dach, geben dem Ganzen einen gemütlichen Anstrich. Unsere Missionäre in Jaunde wohnten fast ein ganzes Jahr in einer solchen Hütte. Ich selbst habe oft in solchen Hütten übernachtet. Sie sind immer recht trocken und vor allem kühl, kühler als jedes europäische Haus, weil das Mattendach die Sonnenstrahlen am besten zurückhält. Fenster hat die schwarze Hütte nicht. Die scharfen Sonnenstrahlen lugen hie und da durch die Ritzen der Wände hindurch und erhellen das Innere zur Genüge. Der Mangel an Fenstern ist eben auch ein Grund, daß die Hütten stets kühl bleiben.

Übrigens regt sich seit einigen Jahren unter den Schwarzen das Bestreben, schönere Hütten oder Häuser zu bauen. Sie machen die innere Einrichtung oft ganz nach Art des europäischen Hauses. In der Mitte ist das Wohnzimmer, rechts und links sind je zwei kleine Stübchen für die An-

gehörigen. Auch eine Veranda fehlt nicht. Stühle und Tische findet man schon sehr oft; dann Spiegel, und vor allem recht viele Bilder an allen Wänden. In einer katholischen Familie fehlt das Kreuz nie; dann kommen so viele Heiligenbilder, als nur zu erhaschen sind; ein Bild des Kaisers oder der Kaiserin fehlt auch nicht. Auch allerlei Bilder aus den Faktoreien mit Plakaten und Annoncen kann man in einer Hütte der Neger sehen; auch Photographien sind hier zahlreich. Fast jedes Jahr macht ein schwarzer Photograph aus Lagos eine Rundreise an der ganzen Westküste; wer nur eben Geld erübrigt, läßt sich bei dieser Gelegenheit photographieren.

In den Küstenorten Viktoria, Kribi und vor allem in Duala wird strenge darauf gesehen, daß Straßen entstehen und die neuen Hütten in Reihen gebaut werden. So macht Duala bereits den Eindruck einer europäischen Stadt mit ihren breiten, schön bepflanzten Straßen. Die Schwarzen sind stolz darauf, wenn sie ein schönes Haus ihr Eigentum nennen können, und gerne zeigen sie es dem Fremden. Auch in Kribi haben sich schon mehrere Schwarze recht stattliche Häuser gebaut. Ein Händler hatte sich ein fertiges Haus kommen lassen, das auf hohen Zementpfosten aufgebaut wurde. Der Bau kostete mindestens 8—10000 Mark. Diese Summe hatte sich der Schwarze selbst durch fleißige Arbeit in einer englischen Firma verdient, ein Beweis, daß auch der Neger fleißig und strebsam sein kann.

Die Frau bekommt gewöhnlich noch ihre eigene Hütte, wo sie ihren Pflichten als Mutter und Hausfrau nachgehen kann.

Die Einrichtung ist in den alten Häusern sehr primitiv; Einige, etwa 30 cm hohe Ruhelager, die auf niedrigen Pfosten liegen und aus Holz- oder Bambusstäbchen verfertigt sind, befinden sich an den Wänden; zum Sitzen dienen niedere Klötzchen oder Kistchen aus der Faktorei; ein Tisch ist nicht notwendig. Tische und Stühle ꝛc. sind Sachen, die der Neger erst von dem Weißen kennen gelernt hat.

Fischerhütte in Kribi.

2. Wie man lebt.

Ist ein frohes Familienereignis in Aussicht, dann kehrt die Frau zu ihren Eltern zurück und bleibt dort etwa zwei bis drei Monate lang. Der kleine Weltbürger erblickt das Licht der Welt im Hause der Großeltern. Der schwarze Opapa und die schwarze Omama müssen sehen, wie sie mit beiden fertig werden, und das Kleinkindergeschrei und die anderen mehr oder weniger angenehmen Anfänge des neuen Weltbürgers müssen sie auch über sich ergehen lassen. Der Vater selbst bleibt von all diesem verschont, soll auch kein Verlangen danach haben. Für Frau und Kind ist er aber sehr besorgt, kommt oft zu Besuch und hat eine große Freude an dem Kleinen. Die Nahrung des Kindes ist die Muttermilch. Morgens und abends, oft auch noch zur Mittagszeit muß das Kind eine Wasserkur à la Vater Kneipp (morgens und abends kalte Bäder, mittags warme) durchmachen. Man trägt das kleine Geschöpf an die See oder an den Fluß, wo es im Wasser hin- und hergeschaukelt und tüchtig gewaschen wird. Niemand zeigt Mitleid mit dem schreienden Kinde. „Das Wasser gibt Gesundheit", sagte mir einmal eine Mutter, da ich mich bemühte, die Leiden eines kleinen Baby abzukürzen.

Eine Wiege braucht das schwarze Kind nicht. Entweder trägt es die Mutter mit sich auf dem Rücken in einer Schlinge, wie es bei uns die Zigeuner machen, oder was mehr und allgemeiner üblich ist, das Kind sitzt seitwärts an der Mutter; es hält sich dabei mit den Füßchen fest und mit den Händchen umfaßt es den Arm oder den Hals der Mutter. Es wandert mit der Mutter überallhin, in die Farm, zu Freunden, zur Mission und kommt auf diese Weise auch in die Kirche zum Sonntagsgottesdienst. Kommt dann der Pater beim Asperges mit dem Weihwasserwedel in die Nähe der Kleinen, so setzt gewöhnlich ein keckes Geschrei ein. Da nun aber bekanntlich jedes Übel um sich greift, so sekundieren die anderen tapfer mit. Es gehören auch,

zumal in Afrika, gute Nerven dazu, um in kleinen, engen Kapellen oder Schulen, wo alles zusammengedrängt ist, beim Amt und bei der Predigt seine Gedanken zusammenzuhalten. Gibt man dem schwarzen Schreihals etwas in die Hand, so wandert es schnell in den Mund — auch Heiligenbildchen sind davon nicht ausgenommen. An der Küste bringt man die Kleinen gerne und bereitwillig zur hl. Taufe; selbst heidnische Eltern machen hiervon keine Ausnahme. Sie fühlen es, daß das Christentum sie hebt und adelt; sie wollen dieses Glück ihren Kindern nicht vorenthalten, und sie selbst hoffen dasselbe für ihre Todesstunde. „Pater," so sagte mir der Häuptling von Kribi — „ich bin alt und kann nicht alles lernen, aber wenn wir sterben, dann wird uns die „Mission" doch taufen."

Familienstreitigkeiten gibt es natürlich auch; sie sind aber nie ernst und von langer Dauer. Unter 20 Ehepalavern trägt mindestens in 15 Fällen der Ehemann die Schuld. Zum Beweis dafür rückt oft die Schwiegermutter mit ins Gefecht, und wenn der Pater dann noch nicht daran glaubt, kommt noch mehr weibliche Verstärkung dazu. Auffallend! Der Mann weiß sich oft nicht zu helfen, während die Frauen eine Beredsamkeit und Schlagfertigkeit entwickeln, die Staunen erregt. Freilich, früher, in den heidnischen Zeiten, war es anders; da durfte die Frau nicht mitreden. Sie war Sklavin und ganz vom Willen des Mannes abhängig; aber die Frauen benutzen die christlichen Verhältnisse, um sich mit Geschick immer mehr Terrain zu erobern, und sie behaupten es tapfer. Bei Ehepalavern ist es am einfachsten, beide Teile sich ruhig ausreden zu lassen; erst den Mann allein, dann die Frau. Haben sie sich gehörig ausgesprochen und weiß der Pater alles, dann gehen sie befriedigt nach Hause, und das eheliche Gleichgewicht ist wieder hergestellt.

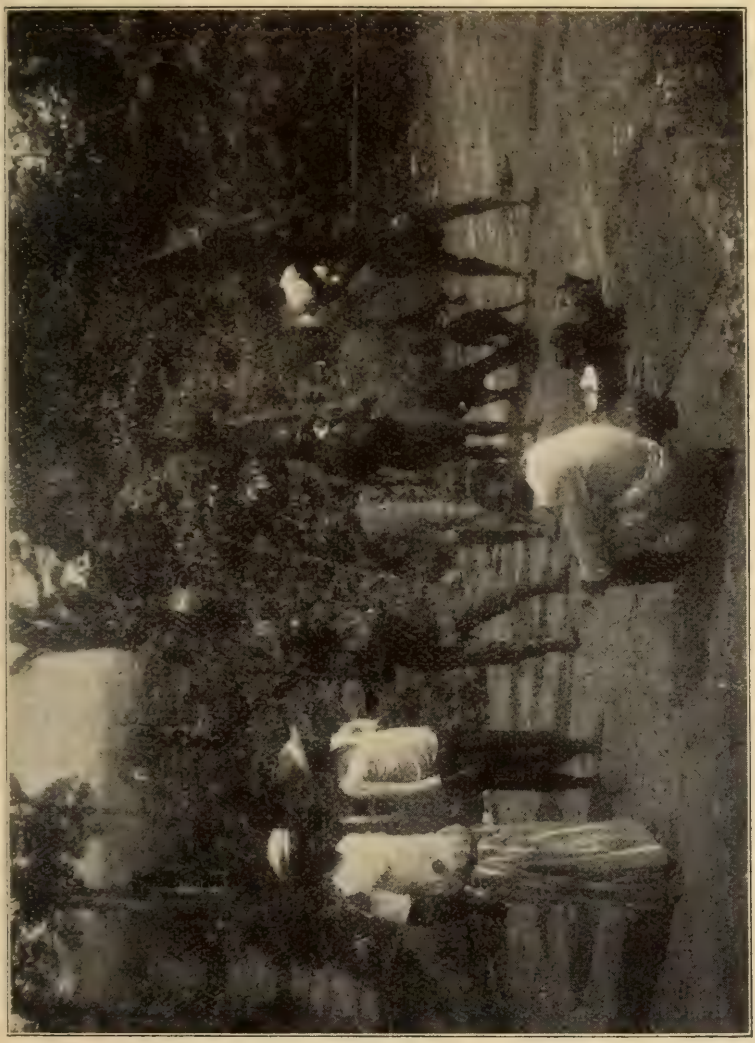
Zum Haus- und Familienleben gehört auch der Geselligkeitssinn und die angeborene Gastfreundschaft unter den Schwarzen. In demselben Stamme herrscht in vielen Sachen eine Art Gütergemeinschaft. Ist jemand unterwegs, so braucht

er sich um Logis und Verpflegung keine Sorge zu machen, solange er in demselben Stamme ist: alle sind eben seine „Brüder". Er setzt sich einfach mit an den Tisch und greift zu, niemand wehrt es ihm. Ist für die Nacht keine Bett-

Haus in Duala, von den Schwarzen unter Anleitung der Brüder gebaut.

stelle frei, dann genügt ein Brett als Unterlage oder einige alte Kisten werden zusammengerückt; im schlimmsten Falle ist der trockene Fußboden der Hütte in der Nähe des Feuers das Nachtlager.

Mit großer Liebe hängt der Schwarze an seinen Verwandten und an seiner Heimat. Weilt er in der Fremde, dann nimmt das Briefschreiben kein Ende, und seitdem die



Träger unterwegs.

größeren Orte in Kamerun einen Fernsprechanschluß haben, wird das auffallend häufig benutzt. Länger als ein Jahr bleibt der Neger sehr selten der Heimat fern; dann treibt die Sehnsucht ihn wieder heimwärts; er muß „seine Brüder" und seine town (Dorf) sehen. Wenn wir Missionare zur Kräftigung unserer Gesundheit die Heimat aufsuchen müssen, dann genügt unsern Negerchristen die Begründung mit dem Hinweis, daß wir unsere Eltern und unsere »town« doch auch wieder einmal aufsuchen müßten — das verstehen sie alle, und niemand wagt einen Einwurf dagegen zu erheben.

Die Liebe zu den Eltern, vor allem zur Mutter ist sehr groß und zart. Der Schwarze hält es für die größte Schande, wenn jemand seine Mutter beschimpft; er achtet und ehrt seine Mutter bis ins späteste Alter. Es ist bekannt, wie bei Häuptlingen die Mutter einen größeren Einfluß hat als alle anderen Personen. Sehr innig ist auch das Verhältnis der Kleinen zu ihren Großeltern. Fragt man gelegentlich: „Wer hat dir das neue Kleid oder den Hut geschenkt?" dann ist gewöhnlich die Antwort: »ntod' ami — mein Großvater!" Einen großen Teil ihrer Jugend bringen die Kinder bei den Großeltern zu; der Knabe trägt den Namen des Großvaters, der sich im Enkel gleichsam fortleben sieht.

Es kommt sehr selten vor, daß Schwarze von demselben Stamm und aus demselben Dorfe sich etwas stehlen. Die Hütten stehen auch meist offen bei Tag und bei Nacht. Wird doch ein Gegenstand gestohlen, dann sind sie solidarisch im Verfolgen und Auffinden des Diebes. In Kribi war es vorgekommen, daß an einer bestimmten Stelle immer wieder Kassada gestohlen wurden. Man fügte den Kassada ein Gift bei und paßte dann genau auf. Und siehe da, bald hatte man den Kassadadieb: es war eine Frau, die kürzlich nach Kribi hineingeheiratet hatte. Um sie jedoch vor dem Tode zu retten, hatte man ein Brechmittel in Bereitschaft. Die Frau war in einigen Tagen wieder gesund, aber der Dieb war entlarvt und für immer gebrandmarkt. Die Schande ist in solchen Fällen für die Frau oft so groß,

daß der Mann die Frau nach Hause zurückschickt. Der Schwiegervater muß dann eine andere Tochter dem Schwiegersohne zur Frau geben. Sind jedoch seine Töchter schon alle verheiratet, dann müssen sämtliche Waren zurückerstattet werden.

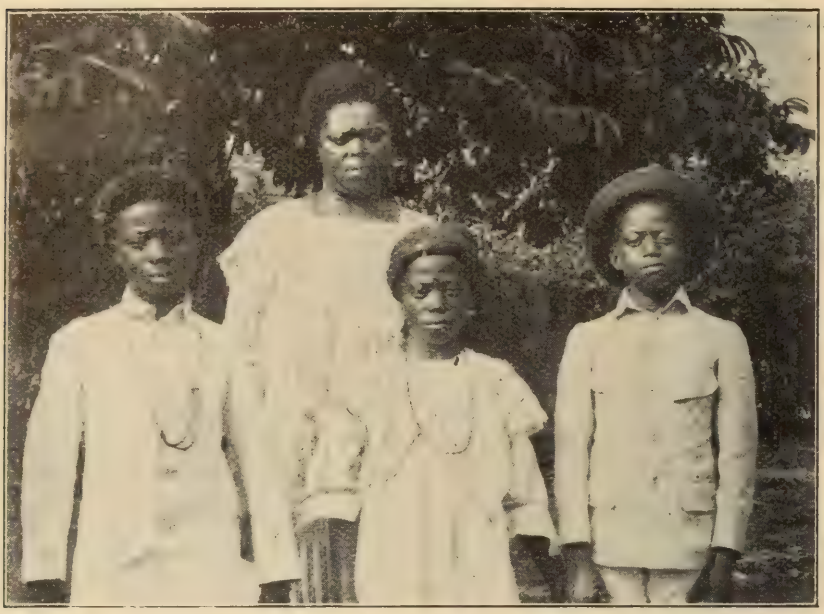
3. Die schwarze Hausfrau.

Die schwarze Hausfrau ist nur zu oft falsch beurteilt worden. Wer sie aber kennt als Mutter und Hausfrau, der wird ihr ein anderes Zeugnis ausstellen und zwar ein durchaus gutes. Als Mutter erfüllt sie ihre Pflicht mit Zärtlichkeit; auch als Hausfrau besitzt sie gute Eigenschaften. Sie ist zur Arbeit erzogen und — sehr fleißig. Da sieht man sie schon früh morgens beim ersten Sonnenstrahl mit Hacke und Buschmesser hinausziehen in die Farm, oft eine Stunde weit, nicht selten mit ihrem Kleinsten auf dem Arm. Dort wird gerodet und gejätet und gepflanzt, Brennholz gesammelt, und unter den großen Kassada- und Makabostauden die rüben- oder kartoffelähnliche Frucht ausgegraben und gereinigt. Erst zwischen 12 und 1 Uhr mittags ist die Arbeit hier zu Ende. Schwer beladen sieht man die Frau heimkommen mit einer großen Last Holz, Kassada oder Makabo. Es ist fast unbegreiflich, wie sie es nur tragen kann. Zu Hause warten der Mann und die Kinder auf das Essen.

Eines Tages kommt die Mutter des Martin Dibua, eines Schuljungen, weinend auf die Mission; wir sollten ihr helfen, der Mann hätte sie geschlagen; auch Dibua, der erst zehn Jahre alt war, hätte mitgeholfen. Die Sache wurde untersucht, und der Junge erhielt eine exemplarische Strafe. Der Grund aber, weshalb Vater und Sohn die Mutter geprügelt hatten, war nach schwarzen Begriffen ein ganz natürlicher: das Essen war eben nicht zur rechten Zeit bereitet gewesen.

So muß die schwarze Frau sich ehrlich plagen; sie hat das Kind zu stillen, und das dauert gewöhnlich zwei Jahre

und noch länger; sie muß die Hütte sauber halten, das Feuer unterhalten, die Wege reinigen, Krebse und kleine Fische fangen, Wasser holen usw., muß flicken und nähen,



Schwarze Großmutter mit Enkeln.

so gut sie eben kann. Da bleibt ihr nicht viel Zeit übrig am Tage, und doch ist sie munter und hat ein frohes Wort und ein freundliches Lächeln, wenn man sie grüßt. Deshalb habe ich sie immer hochgeschätzt, diese schwarzen Frauen, und habe es nie verstehen können, wenn manche so schlecht über sie urteilten.

„Ach, das ist mal ein guter Pater!" höre ich da manche Leserin sprechen, „der schimpft doch wenigstens nicht über die Frauen." Pardon! Ich wollte eben zuerst die guten Eigenschaften der Frauen hervorheben, und das mit Recht; damit ist aber nicht gesagt, daß die Frauen nichts Tadelnswertes an sich haben. Das kommt äußerst selten vor. Wenn

auch der schwarze Gemahl seine schwarze bessere Hälfte verprügelt, — aber nur im äußersten Notfalle, wie oben — so führt doch die schwarze Frau für gewöhnlich das Regiment im Hause, auch in Kamerun. O, wie viele schwarze Pantoffelhelden gibt es da! Man muß nur die vielen Palaver anhören, die vor das Forum des Paters kommen. Auch die Schwarze weiß den „Ihrigen" klein zu bekommen. Der Mann ist eben auf sie angewiesen — es gibt dann schlechteres Essen oder weniger, die Frau läuft fort zu ihren Eltern, weint und muckst und will nicht zurück und dergleichen. Dann muß der Mann schön tun, sich aufmachen, und die schwarze Mama nebst Kind oder Kindern wieder nach Hause geleiten.

4. Negerküche.

Sie deutschen Hausfrauen werden sicher neugierig sein auf dieses Kapitel. Bei den Batangas wird Mittwoch und Sonnabend vormittags Kassada gemacht, das Nationalgericht. Also bitte schön, machen wir heute einmal einen Besuch bei der Köchin! Wir haben uns nicht erst umzusehen, wo die Küche ist; da ist alles friedlich in einer und derselben Hütte untergebracht. Als altem Afrikaner werden Sie mir wohl den Vortritt gestatten. Doch da sehe ich, daß Sie nur mit Widerstreben mir folgen und oben schon in der Türe hängen bleiben. Sie halten sich die Hand vor den Mund und schützen ihre Augen. — „Ach," so höre ich Sie sprechen, „in diesen Rauch kann ich doch nicht hinein, und vor lauter Qualm vermag ich auch nicht zu sehen, wohin ich gehen soll." Ja, so hat wohl auch schon manche unserer Missionsschwestern geseufzt; doch principiis obsta: nur durch den Anfang, den Eingang hindurch, dann wirds schon gehen. Im Übrigen kann ichs Ihnen wirklich nicht übel nehmen, daß Sie Schwierigkeiten machen. Was würden Sie wohl sagen, wenn jemand Sie zu Hause in der Küche besuchen wollte und käme da durch den Schornstein

herein? Die schwarze Hütte hat aber keinen Schornstein; dazu muß halt die Türe herhalten; Fenster fehlen in der Negerhütte auch noch.

So, jetzt sind wir glücklich mitten drinnen. Meine zahlreichen Haus- und Ehestandspalaver haben mich gelehrt, meine Person schnell in Sicherheit zu bringen. Sehen Sie dort das große Feuer auf dem Fußboden? Wir müssen uns klein machen und nahe ans Feuer gehen. Freilich ist es dort unausstehlich heiß; aber wir retten doch wenigstens unsere weiße Farbe, da dort nicht so starker Rauch ist; hier ist eine kleine Rumkiste, dort ein Klötzchen für mich; nehmen wir Platz. Wie die Sonne das Gewölke durchdringt, so durchdringt unser Auge allmählich den Rauch und die Dunkelheit, und wir sehen unsere alten Bekannten, die Njangeli (wörtlich: Mutter vom Teufel, also Teufelsweib) und die Niopinia, die „Zitrone", dann ihre zwei Töchter, die Makome und Eombe; dann krabbelt noch allerlei Kleines und Kleinstes auf der Erde herum. Es wird tapfer Kassada gemacht. Die Njangeli und Niopinia haben eine Mulde aus Holz oder ein Brett mit einer weißen, zarten, weichen Masse. Daneben liegen frisch gepflückte, etwas über dem Feuer angetrocknete Bananenblätter. In diese Blätter wird die weiße Masse, der Kassadabrei, in länglicher Form eingerollt, und mit dünnem Bananenbast umbunden und gekocht. Das Ganze sieht aus wie eine dünne Wurst, ist nun zum Essen fertig und wird beiseite gelegt. Möglichst viele solcher Dinger sind der Trost und der Stolz der Hausfrau; sie müssen reichen bis zum nächsten Mal, also von Mittwoch bis Sonntag. An den anderen Tagen wird die Kassada gepflanzt, gerodet, ausgegraben und dann ins Wasser gelegt. Die äußere Haut der Wurzel fällt nach der Wässerung ab, und der weiße Nährstoff wird nach Hause gebracht. Doch wird er noch auf Steinen weichgerieben oder in großen Holztuben durchgestampft. Das Stampfen ist dann gewöhnlich die Arbeit der jüngeren kräftigen weiblichen Personen. Ungefähr um zwei Uhr nachmittags ist die Arbeit erledigt.

Katholische Familie in Kamerun.

Sie werden nun sicher einige Fragen auf dem Herzen haben. Ich will sie gleich beantworten. Wozu ist denn das große Feuer in der Hütte? Es wird doch fast nichts gekocht! Antwort: Das Feuer brennt Tag und Nacht. Es reinigt die Luft, erhellt am Abend und in der Nacht die

Hütte, gibt Wärme, verscheucht die Moskitos, die Mücken, die Ameisen, die Mäuse und die Ratten; jedes Raubtier, sogar der Elefant, meidet die Hütte, wenn er dort Feuer sieht. „Wohltätig ist des Feuers Macht, wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht," hat Schiller gesagt; was hätte er gesagt und gesungen, wenn er in Kamerun geboren wäre?

Kann man wohl die Kassada essen? – Bitte, nur gefälligst daran zu riechen! Es ist bis jetzt nur wenigen Europäern beschieden gewesen, davon etwas genießen zu können. –

Und die Schwarzen essen das? – Sie lecken sich sogar die Finger danach. Schon ein kleiner Bube von zwei bis drei Jahren ißt zwei auf einmal. Das Zeug ist dabei zäh wie Leder und liegt im Magen wie Blei.

Haben denn Ihre Schwarzen nichts Anderes zum Essen? Doch! Die Batangas essen noch Makabo, eine Art Kartoffel, die gekocht werden, dann geröstete Fische – große und kleine, und vor allem Krebse, die ganz gut schmecken; dann Bananen, Brotfrüchte und Planten. Kassada aber ist bei ihnen immer das Hauptgericht, das tägliche Brot.

Dazu kommen noch ganz andere Sachen, die in den Magen des Schwarzen wandern. Freilich an der Küste will der Neger kultiviert sein. Aber etwas von der Küste ab, da kommen die Würmer, die Raupen und Fliegen, die Eidechsen, Mäuse, Ratten und Maulwürfe an die Reihe. Hunde und Katzen sind überall Delikatessen. Es wird so ziemlich alles genommen, was da kreucht und fleucht und sich fangen läßt. Sogar die Bewohner des Kopfhaares wandern in den Magen. Das größte Ereignis ist aber ein Elefant. Der tröstet auf einmal alle Gaumen und stillt alle Mägen. – So geht es immer weiter, bis es ganz bedenklich wird und ein Mensch den andern aufißt, wie es bei den Maka noch manchmal geschieht.

Mit einem freundlichen Mbolo verlassen wir die Njangeli und Niopinia und ihre Kassada und sind froh, wieder frische Luft zu atmen, wenn es auch Kameruner Temperatur ist.

VI. Etwas vom bürgerlichen Leben.

1. Die „alten Herren“.

Im Herbst des Jahres 1905 unternahmen bekanntlich zehn Reichstagsabgeordnete eine Studienreise nach Togo und Kamerun. Auf ihrer Reise in den Südbezirk waren einige der Herren auch so liebenswürdig, der katholischen Mission einen Besuch abzustatten. Während ich nun die Vertreter des Reichstages auf der Station herumführte, bemerkte ich, wie hier und da ältere, mir wohlbekannte schwarze Gestalten verstohlen uns zuschauten. Nachdem die Abgeordneten unsere Station wieder verlassen hatten, fand ich dieselben Schwarzen alle unter einem Baume versammelt. „Nun was gibts denn heute?“ fragte ich meinen alten Freund und Nachbar Etotue. „Wir wollten uns nur die Männer ansehen, die dem Kaiser helfen, die Palaver (Gerichte) zu sprechen,“ lautete die Antwort. Ah, da ging mir ein Licht auf. Die weisen Berater des Häuptlings von Kribi — denn diese hatte ich vor mir — waren auch über die Stellung eines Abgeordneten schon klar geworden und spürten in sich verwandtschaftliche Gefühle. „Und wie haben euch denn die Herren gefallen?“ Darauf große Befriedigung auf allen Gesichtern: „Ja, der Kaiser müßte doch viel Schop (Essen) haben, da alle so gut genährt wären.“ (Einige der Herren sahen eben uns bleichen Afrikanern gegenüber

recht kräftig und stark aus). Das ist die Philosophie des Schwarzen.

Du wirst ungefähr, mein lieber Leser, jetzt wissen, wer unter der Überschrift „die alten Herren" gemeint ist. Jeder Stamm hat seinen Oberhäuptling und seine Berater, jedes Dorf wieder seinen Häuptling und auch seine Berater. Früher, als der Weiße noch nicht im Lande war, waren die Köpfe dieser Klugen die goldenen Gefäße, in denen die Staatsweisheit, die Gesetze, die Sitten und Traditionen des Stammes geborgen waren. Ihr weiser Mund entschied über Tod und Leben; ihr Verstand war allen eine Leuchte. Jetzt freilich sind die goldenen Zeiten vorüber. Und wenn diese letzten Träger einer alten Herrlichkeit das Zeitliche gesegnet haben, wird die Nachwelt kaum Veranlassung haben, ihnen Denkmäler zu errichten.

Den Missionaren bietet sich einstweilen noch der Genuß, sie zu sehen, sie zu beobachten und ihre vielen Sorgen und Mühen um das Wohl des Landes nachzufühlen. Die Geschäfte sind so zahlreich und mannigfach und werden dabei mit so gründlicher Ruhe und Ausdauer überlegt, daß es für den Häuptling und seinen Rat nur wenige freie Tage im Jahre gibt. Ein rechter, schwarzer Ratsmann muß deshalb aller häuslichen Sorgen, vor allem aller Nahrungssorgen enthoben sein, und es darum wenigstens auf drei Frauen gebracht haben, deren Aufgabe es ist, sein kostbares Leben durch reichliche Speisen und Getränke zu erhalten und zu pflegen. Bei schönem Wetter sitzen diese erfahrenen Männer, die Kniee bis unter das Kinn hochgezogen und von beiden Armen unten umschlungen, im Schatten der Palmen auf Steinen, die schon ihre erlauchten schwarzen Vorfahren benutzten. „Ich war anfangs immer der Meinung," so erzählt der verstorbene P. Otto, „diese Männer würden nichts Anderes tun, als den Lauf des Flusses, die Wellen des Meeres beobachten und sich an den Fischen und Fröschen erfreuen, die von Zeit zu Zeit ihre Köpfe aus dem Wasser streckten. Hier und da ließ ich diese Ansicht

laut werden, und dies trug mir den Vorwurf ein, ich nähme den Kribileuten ihre Ehre. Seit mir aber ein alter Kribianer den Grund solcher Sitzungen: „that by newspaper" (das ist die Kribizeitung), klar gemacht, gehe ich respektvoll an diesen Weisen vorüber. Wenn es mir aber die Zeit erlaubt, setze ich mich zu ihnen und nehme an ihrer Unterhaltung teil."

Die Regierung ist übrigens bemüht, in Ausübung der Gerichtsbarkeit für die Neger deren alte Auffassungen nach Möglichkeit zu Recht kommen zu lassen. Selbst die Persönlichkeit des Richters wird in leichteren Angelegenheiten aus der Mitte der Eingeborenen genommen. Darüber möge nunmehr einiges Genauere folgen.

2. Palaver (Gerichtstage).

In weiser Beurteilung der Verhältnisse hat die deutsche Regierung die niedere Gerichtsbarkeit noch den Häuptlingen überlassen. Bei wichtigeren Sachen aber veranlaßt die Regierung zunächst eine Versammlung der Häuptlinge, hört sie und entscheidet selbst. Das sind dann hochoffizielle Palaver, die im Palaverhaus erledigt werden. In den folgenden Zeilen will ich versuchen, den Verlauf eines Palavers zu schildern.

Ich wähle ein Palaver der Großen von Mua-ukoe.

Der Bezirksamtmann von Edea hatte gewünscht, daß einige Dörfer der Landschaft Mua-ukoe ihre elenden Wohnsitze im Busche verlassen und sich am schönen Sanagaflusse ansiedeln möchten. Demgemäß war der Oberhäuptling beauftragt worden, seine Leute zu fragen, ob sie das tun wollten oder nicht.

Eines Abends verkündete daher die Sprechtrommel, daß sich am anderen Morgen alle Männer von Mua-ukoe im Palaverhause auf dem Häuptlingsplatze zu einem Palaver einzufinden hätten. Die Sache ist sehr wichtig und sehr groß,

betonte die Trommel, und deshalb möchten alle früh morgens kommen, damit man an einem Tage fertig werde.

Pünktlich nach Negerbegriffen, d. h. etwa 10 bis 11 Uhr vormittags, versammelt sich eine Anzahl Männer des Dorfes. Die Zahl der Teilnehmer wächst, einer nach dem andern kommt. Etwa gegen $^1/_2$12 Uhr verläßt der Häuptling seine

Palavertag.

Hütte und begrüßt jeden einzelnen der Versammelten durch Händedruck. Dann nimmt er Platz auf dem für ihn bereitstehenden Stuhle, der die Höhe eines Fußschemels hat und aus einem Stücke Holz mit einem Buschmesser nicht ohne Kunst ausgearbeitet worden ist. Andere schieben sich einen ähnlichen Stuhl zurecht, der jedoch kleiner und niedriger ist. Die „Sitzgelegenheit" bringt sich jedermann selbst mit. Andere kauern auf einem Stück Holz oder im Notfalle auf

der einen Hälfte einer Kokosnußschale; noch andere breiten eine Matte auf der Erde aus und legen sich ihrer ganzen Leibeslänge darauf nieder. Alle gruppieren sich um den Häuptling.

Dem Häuptling Ebongolo (das halbfertige Kanu) oder Tukwa-Tukwa (der alles durcheinander Werfende) bringt Ellen (d. i. Geko, eine Eidechsenart), eine seiner Frauen, eine irdene Pfeife, die mit Tabak gestopft ist, auf dem eine dicke Holzkohle glüht. Ebongolo überschaut jetzt in der Runde seine Männer und findet, daß noch mancher einflußreiche Dorfbewohner fehlt.

Sägerei im Urwald.

„Du, „Schnupftuch" (wangisi), wo ist denn dein Vetter, die „Fußsohle" (tanga)?" fragt er den ihm zunächst Sitzenden.

„Die „Fußsohle" habe ich heute nicht gesehen," antwortet das „Schnupftuch".

„Er kommt bald," gibt die „Heuschrecke" (dikele) zur Antwort.

„Wo ist das „Insekt" (etanda)?" fragt das „halbfertige Kanu" weiter, „und das „Huhn" (mbu) und der „Verkrüppelte" (ujembele) und die „Ameise" (sono) und die „Gefräßigkeit" (ilema)? Auch den „Unzufriedenen" (tainse) und den „Griff an den Hals" (itaba) sehe ich nicht. Und du „Antilope" (éseru), sind die „Gewehrläufe" (mimminga) noch krank? Du „Hund" (mbo), lauf einmal eilig und rufe die „Schnecke" (ngeke), sie soll schnell kommen."

Unterdessen wechselt „das halbe Kanu" Händedrücke mit der „Kiste Gin" und mit dem „Unflat" und mit dem „Buschmesser" und der „Wange", dem „Verbrennen" und dem „Qualm", die angekommen waren. Da kommen „Welan" und die „halbe Schüssel". Der „Sack" wird von allen mit Jubel begrüßt, denn hinter ihm folgt sein Weib, die „Schmerzensreiche", und trägt eine Flasche Mimbo (Palmwein). Jetzt kann angefangen werden.

Das „halbe Kanu" hebt an in feierlichem Ernste. Und seine Worte fließen dahin, wie das Kanu über die Wasser, leise wie das Gesäusel des Windes, dann wieder laut wie das Plätschern der Wasserwellen. Die ersten Worte jedes Satzes stößt er kräftig und schnell hervor, um sich dann zu verlangsamen, wie das Kanu beim Schlagen der Ruder. Er eröffnet der lautlos horchenden Versammlung, was ihm der Gobina (der Bezirksamtmann) gesagt hat, und fragt, was sie dazu meinen.

Dann erhebt sich die „Leiche", eine lange hagere Gestalt, hohläugig, die Haut ein fahles Gelb. Lebhaft gestikulierend läuft sie in der Versammlung auf und ab, ein kleines Täschchen aus Antilopenfell unter dem Arme tragend, welches an dem mageren, spitz hervorstehenden Schulterknochen wie an einem Nagel hängt.

Sie setzt sich, und das „Faß" steht auf. Nicht ohne Mühe stellte es sich auf seine beiden stämmigen Beine, die wahrlich ein famoses Gestell für ein Faß abgeben, und gut

war es auch, daß die Stützen nicht hoch und recht dick waren, denn sie mußten einen mächtigen Oberkörper tragen. Vom „Faß" erzählt man, daß es täglich so gegen 7 – 8 Liter Mimbo (Palmwein) trinke. Es selbst will aber durchaus nicht zugeben, daß der Mimbo es so dick gemacht habe, sondern behauptet beständig, das habe unser Herrgott getan, der es eben mehr liebe, als andere Menschen.

Dann öffnet sich das „Grab". In einigen wenigen Worten tut es sich auf, denn es redet selten und stets wenig, aber ernst und mit wundervoller tiefer Baßstimme. Seine Worte graben sich tief in die Herzen der Zuhörer ein. Die „Raupe" ist auch herbeigeeilt und wird von der Versammlung mit Murren begrüßt, und das „halbe Kanu" fährt sie an mit rauhen Worten, weshalb sie so spät komme.

„Fraget meine Frauen, bwala, die „Träge" und ekwali, die „Geschwätzige" oder iyo, die „Schläfrige", warum sie mir nicht eher das Essen bereitet haben."

Nun kam die „Kanone", und ein Krachen ging los, ein Hageln und Wettern, daß man bei genügend starker Phantasie fast einen Kanonenschuß zu vernehmen glauben konnte und ebenso den Aufschlag des Geschosses und seine Sprengkraft, und als nun auch noch das „Gewehr Gottes" (der Blitz) mit in die Verhandlung eingriff und mit seiner Donnerstimme loslegte, da wurden alle anderen sprachlos, und ihr „Kem, Kem, nein, nein," sauste nieder auf die Zuhörer, wie Kanonenschuß und Blitzschlag, und das einstimmige Einfallen der Versammelten mit Beifall war dem Rollen des Donners nicht unähnlich. Bei dieser Gelegenheit konnte man vernehmen, wozu die menschliche Stimme fähig ist. Zuletzt kam noch der „Friede" (musango) und suchte den Vorschlag des Bezirksamtmanns zur Geltung zu bringen. Dem stimmte die „Harpune" (solo) sogleich zu, denn sie hat ein Interesse daran und ist allen Leuten durch ihre Fertigkeit bekannt, mit einem zugespitzten Rohrstocke Fische im Wasser zu spießen. Die Rede wurde auch gleich durchschaut, und Mukanjo der „Ast" oder der „Stockfisch", sowie lauda der

„Kletterer", ugeka der „Kerb" als Wegzeichen an den Bäumen und Esukuru die „Eule" bedeuteten der „Harpune" sofort, sie wolle wohl gerne am Strande wohnen, weil sie dann näher bei den Fischen sei.

Dann erhielten noch „das Essen geht über alles" und der „Floh", sowie die „Trompete" das Wort zu einigen

Der Missionar als Zahnarzt.

persönlichen Bemerkungen, und das „Herz" hatte noch was auf dem Herzen, und der „Mund" wollte sich noch auftun, um das Wort der „Zunge" von der Zunge zu nehmen. Allein keiner von ihnen kam zu „Wort", denn das „halbe Kanu" hatte sich schon erhoben, weil die „Nase" ihm durch das „Auge" zuwinkte, daß die Palmsauce fertig und die

Schneiderlehrlinge der Mission.

Stunde der abendlichen Mahlzeit herangerückt sei. – Die Sitzung wird vertagt; eine Notwendigkeit, Tag und Stunde der nächsten Sitzung anzugeben, liegt nicht vor. Die Magenfrage ist zunächst die brennendste.

Woher denn wohl das Material herkommt zu den gewöhnlichen täglichen Palavern? „Every time womanpalaver – Weiberpalaver ohne Ende", seufzt dir der geplagte Häuptling entgegen. Da wird verhandelt über nicht bezahlte, gestohlene, fortgelaufene, geprügelte Frauen, über die passendste Verteilung und den Weiterverkauf einer Anzahl Frauen, die der erstgeborene Sohn nach dem Tode seines Vaters geerbt hat und dergl., über Schulden und Schuldenlasten, wegen Pulver, Tücher, Buschmesser, Mimbo, Rum, Gin, Kanus, Elfenbein, Palmkerne, Gummi, Ziegen, Schafe, Hühner, Hunde, über eine Elefantenleiche, die den Fluß heruntergekommen war und schon derartig pestilenzialisch roch, daß jeder Europäer froh gewesen, wenn sie aus seiner Nähe war, die hier aber von jedem Dorfe beansprucht wurde, von dem einen Teile, weil ein Mann von ihnen sie zuerst gesehen, von dem anderen, weil einer aus ihnen geholfen hatte, sie zu bergen und ans Land zu schaffen – – über wichtige und unwichtige, große und kleine, bedeutende und unbedeutende Sachen wird hier palavert (Gericht gehalten). Über die geringste Kleinigkeit oft stunden- ja tagelang, von morgens früh bis abends spät, unter Schimpfen und Schelten, Rasen und Toben, Schreien und Lärmen, unter Lügen und Betrügen, Bestechen und Betölpeln, bei Drohungen und Verwünschungen, bis die Stimme heiser und der Magen vor Hunger lang geworden wie ein leerer Brotbeutel.

Doch in der ganzen Sache liegt auch System. Der Schwarze hat keinen Rechtsanwalt; er muß sich selbst verteidigen. Da treffe ich eines Tages einen mir bekannten Schwarzen in einer Faktorei bei der Arbeit. „Aber ich habe dich noch nie arbeiten sehen, Boinge, was ist denn geschehen?" „Ja," sagte er, „ich habe ein schweres Palaver

wegen meiner Braut, und da muß ich zunächst Geld haben, um das Palaver gut zu führen." Nach einigen Monaten kaufte sich Boinge neue Kleider und erschien dann regelmäßig an dem Orte, wo die grünen Palmen rauschen und im Schatten der Palmen die schwarzen Richter sich abmühen. Da trägt er zunächst sein Anliegen vor, einmal, zweimal. Doch seine Sache scheint nicht recht klar zu sein. Das dritte Mal ist der Kläger bewaffnet mit einem Demijon (große Flasche) Rum. Mit ernster Miene wird sie ausgetrunken; die Herzen fangen sich zu rühren an. Davon hört die Gegenpartei; und nun fließen auch von ihrer Seite reichliche Spenden. So gehts dann weiter. Das sind so eine Art Praeliminarien, bis es zur Hauptsitzung kommt im Palaverhaus. Auch da dasselbe Manöver. Gewöhnlich wird die Sache spruchreif, wenn sich Häuptling und Berater klar geworden sind, daß an Getränken nichts mehr zu erwarten steht. Dann wird das Urteil gefällt, mit dem sich gewöhnlich alles zufrieden gibt; beide Parteien wollen eben nicht ein zweites Mal die ungeheueren Kosten auf sich nehmen.

3. Kunst und Gewerbe beim Neger.

Man findet nicht viel Wissen beim Neger. Noch weniger könnte man von einem allmählichen Fortschritt der Kultur unter ihnen sprechen — wie eben ihre Vorfahren gelebt haben, so leben auch die jetzigen Neger. In der künstlicheren Anfertigung gewisser Gegenstände haben die Neger größere Fortschritte zu verzeichnen, als gewöhnlich angenommen wird. Sie haben ihre Musik; sie schnitzen, flechten, schmieden, kennen die Töpferei und dergl. mehr.

a) Musik.

Von den Musikinstrumenten unserer Kameruner verdient vor allem die hochinteressante sog. Sprechtrommel —

„edimbi“ Erwähnung. Das Instrument ist ein horizontal zu legendes, zylindrisches Stück von gewöhnlichem Rotholz, das von unbestimmter Länge und Dicke ist. In einer Längslinie des Zylinders befinden sich zwei Schlitze, von welchen aus das Innere ausgehöhlt worden ist. Die beiden länglichen Öffnungen sind von Wülsten eingefaßt, die mit zwei Schlägeln angeschlagen werden. Der verschiedenen Dicke des Zylinders entsprechend, bilden sich zwei verschiedene Töne. Einzelne Stämme bedienen sich dieser Trommel zum Sprechen. Durch sie vermag sich ein Mann kilometerweit mit einem anderen zu unterhalten. Es handelt sich dabei nicht etwa um ein Signalsystem, sondern um eine richtige Wortsprache und ein eigens für sich selbst zu erlernendes Idiom. Die Sprache bildet zugleich eine Geheimsprache, deren sich die Schwarzen bedienen, um von dem Europäer, welcher der Landessprache mächtig ist, nicht verstanden zu werden.

Die eigentliche Spieltrommel ist entweder der unserigen ganz ähnlich, wie bei den Ngumbas, oder sie besteht aus einem 1 – 2 Meter hohen ausgehöhlten Baumstamm, dessen eine Öffnung geschlossen, die andere mit einem Tierfell überzogen ist. Mit einem Stock oder von der kräftigen Hand eines Schwarzen geschlagen, geben diese Instrumente weithin schallende Töne. Bei Spielen und nächtlichen Tänzen begleiten sie den Gesang der Schwarzen.

Ein klavierähnliches Instrument stellen die Jaunde her aus zwei parallel nebeneinander gelegten Bananen- oder Plantenstämmen, an denen sie Stäbe von ganz leichtem Holze befestigen. Mit einem Klöppel verstehen es unsere Schulknaben, dem Instrumente schöne Melodien zu entlocken.

Von Blasinstrumenten findet sich eine Art Trompete aus leichtem Holz oder Elfenbeinzahn, die an dem spitzen, verschlossenen Ende nahe an der Innenseite der Biegung des Zahnes eine kleine Öffnung aufweist. Die Töne, die diesem Instrumente entströmen, sind sehr stark. An der Küste finden sich Flöten, die unseren europäischen nachgebildet sind.

Schwarzer, die Sprachtrommel schlagend.

Hier haben die von den Weißen eingeführten europäischen Turnflöten schon eine große Verbreitung gefunden. Dort fehlen auch nicht die europäischen Zieh- und Mundharmonikas, die von den Schwarzen mit überraschender Schnelligkeit gelernt und gespielt werden.

Ein schon etwas kompliziertes Instrument ist die kleine Marimba. Es sind elastische Späne von der Rinde des Raphiapalmstieles, die über eine Art Steg an dem Ende eines aus weichem Holz verfertigten Kasten befestigt sind. Die Stäbchen sind von verschiedener Länge und geben, von dem Spielenden mit dem Daumen beider Hände geschnellt, verschieden hohe und tiefe Töne. An einem Instrumente bei den Jaunde finden wir Uranfänge unserer Guitarre. Es besteht aus einer schwach gebogenen Gerte; die Enden derselben sind mit drei straff gespannten Fäden aus Pflanzenfasern verbunden, die an einem Ende der Gerte durch ein Stäbchen, gewissermaßen einen Steg herangezogen werden. Das Ganze ruht auf einer halben Kürbisschale, die als Resonanzboden dient. Der Spieler hält das Instrument aufrecht am linken Arm, so daß die Schale auf der linken Hüfte ruht. Man kann sich einen Schwarzen mit diesen Instrumenten nicht leicht denken, ohne daß er die Töne derselben mit seinem Gesange begleiten würde. Der Neger singt sehr gerne, und wie die fahrenden Sänger vergangener Zeiten, besingt er die Ereignisse des Tages, die Heldentaten seiner Landsleute, die Reisen und Abenteuer der Europäer.

b) Handwerk und bildende Künste.

Auch das Handwerk und die bildende Künste sind bei unseren Schwarzen vertreten, freilich erst in ihren Anfängen. Bei der Pflege derselben kommt ihnen ihr starkes Nachahmungstalent zustatten. Vor allem ist die Schmiedekunst zu erwähnen. Das Rohmaterial liefert ihnen der Eisenstein, der im Hinterlande von Kamerun in großen Mengen vorkommt. Zum Erhitzen des Eisens bedienen sie sich eines sehr interessanten Blasebalges. Er besteht aus einem länglich-

runden, durchbohrten Stücke Holze. An einem Ende sind links und rechts die Bälge aus Tierfell oder Bananenblättern angebracht. Durch Auf- und Abdrücken mit zwei Stöcken wird Wind erzeugt. Aus diesem Eisen verfertigen die Schwarzen Messer, Schwerter, Lanzen, versehen mit hübschen Ziselierarbeiten, alle Arten von Werkzeugen, deren sie sich bei ihren Holzarbeiten oder auf dem Felde bedienen. Die Messer und Schwerter stecken in einem Schaft aus Tierhäuten.

Eine noch größere Achtung vor der Kunst der Schwarzen nötigen uns die seltsamen und kostbaren Funde auf, welche um 1898 in Benin an der Negerküste (unweit Kamerun) gemacht wurden. Die Veranlassung zu diesem Funde gab die Niedermetzelung einer englischen Expedition zu Anfang des Jahres 1896 und die darauffolgende Erstürmung des Negerkönigreiches Benin durch die Engländer am 18. Februar 1897. Den Siegern bot sich eine große Überraschung. Es war den schwarzen Götzenpriestern in der Eile der Flucht nicht gelungen, ihre höchst merkwürdigen und zum Teil sehr kostbaren Götzenbilder in Sicherheit zu bringen. So fanden denn die Soldaten in der eroberten Hauptstadt Benins eine große Menge kunstreicher Gegenstände, von deren Vorhandensein bisher kein Mensch in Europa Ahnung hatte, und die uns eine große Achtung einflößen vor der Kunstfertigkeit der Neger. Zunächst zeigten sich an den Lehmwänden des Götzentempels kupferne Platten mit Reliefdarstellungen von Menschen, Tieren und Bäumen. Dann entdeckte man eine Anzahl aus Bronze gearbeiteter Tiergestalten, Leoparden und dergl. Das Eigenartigste aber war eine Anzahl überlebensgroßer Köpfe aus Metall, die zum Teil mit Korallen und Perlen gefüllt waren.

Einem deutschen Kaufmann Eduard Schmidt gelang es, alle die Sehenswürdigkeiten aufzukaufen. Sie befinden sich gegenwärtig im Berliner Museum für Völkerkunde. Es befinden sich in dieser Sammlung nicht allein eine große Zahl bronzener Menschenköpfe und geschnitzter Elfenbeinzähne, sondern auch eine Menge kupferner Reliefplatten,

u. a. zwei Hähne, zwei Leoparden und zwei Schlangenköpfe aus Metall gegossen von so vortrefflicher Technik, daß es kein heutiger Künstler besser machen könnte. Der Forscher

Geschnitzter Stuhl.

sieht sich vor ein großes Rätsel gestellt, wie er den Ursprung dieser kunstvollen Gebilde erklären soll. Sind die Neger bereits einmal im Besitze einer hochentwickelten Kultur

Geschnitzter Stuhl.

gewesen? — Die alten Reiseschriftsteller und Missionäre haben ja Wunderdinge berichtet von der Kultur einzelner afrikanischer Reiche, so besonders von dem sagenhaften Goldlande Monomotapa, von den Königreichen am Kongo, während die neueren keine Spur der beschriebenen Herrlichkeiten mehr vorfanden.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu unseren Kamerun-Negern zurück. Wenn sie auch bisher noch nicht derartige Kunstwerke geschaffen haben, wie die Bewohner des Nigerdelta, so sind doch ihre Leistungen auf dem Gebiete einer zwar primitiven, aber doch in ihrer Art entwickelten Kunstfertigkeit nicht zu unterschätzen.

Höchst interessant ist z. B. die obenerwähnte Sprechtrommel, ferner verschiedene Schemel und die Götzenbilder, von denen wir mehrere Exemplare in unserem Kamerunmuseum besitzen. An den Köpfen derselben sind die Formen der Haarfrisur eingeschnitzt, wie sie die Schwarzen tragen. Die funkelnden Augen werden ersetzt durch ein Glas oder einen Spiegel, der mit einem kleinen Messingringe umgeben ist. Spazierstöcke gibt es in allen Größen und Formen; unter ihnen nehmen die sog. Palaverstöcke die erste Rolle ein. Es gibt darunter seltsam gewundene, gedrehte, in der Form von zusammengefalteten Regenschirmen. Sie sind oft über zwei Meter lang, reich geziert mit Reliefschnitzerei und mit einem kleinen Götzen gekrönt. Zur Schnitzerei gehören auch die Löffel, Töpfe und Teller. Eine interessante Art sind zwei miteinander verbundene Löffel aus einem Stück Holz.

In der Töpferkunst, die sie aus freier Hand betreiben, sind die Neger zu einer erstaunlichen Fertigkeit vorgeschritten. Ein besonderes Geschick verraten die Pfeifenköpfe, die von den Buli geformt und gebrannt werden. Nicht minder kunstfertig sind die mit der Hand gedrehten Töpfe und Pfeifen der Bakoko, Mabea und Duala. Manche weisen recht hübsche Ziselierarbeiten auf.

Weberei und Flechtkunst wird von den Kameruner Negern eifrig betrieben, und sie legen in Ausübung derselben eine

nicht geringe Fertigkeit an den Tag. Von dieser Kunst zeugen die Jagdtaschen, die Hüftentücher und Decken, meistens aus Pflanzenfasern (Bananen und Planten) oder aus Bast hergestellt. Unsere Aufmerksamkeit erregen auch die Taschen der Jaundes, in denen sie auf Reisen ihre Speisevorräte und Wasserflaschen unterbringen. Interessant sind auch ferner die gestrickten Tanzanzüge der Bakwiri. Matten, Tuchdecken, kleine Körbe, ähnlich unseren Papierkörben, dürfen nicht unerwähnt bleiben. Sie werden geflochten aus langen, schmalen Streifen von der Rinde des Raphiapalmstieles. Die Mabea verfertigen hübsche Hüte aus Gras, unseren europäischen Strohhüten nachgeahmt. Sie sind sehr dauerhaft. Der Schwarze liebt es, seinen Wollkopf mit einem sogenannten Hute zu bedecken. Zylinderhüte zieht er allen anderen vor.

In der Schnitzerei leisten die Schwarzen für ihre Verhältnisse Außergewöhnliches. Wie interessant sind nicht die Kanus und die Ornamentstücke, welche bei Wettkämpfen vorne am Schnabel des Kanus angebracht werden! Es sind mehr oder minder komplizierte, großartig aussehende Schnitzereien, hauptsächlich europäische Formen, untermischt mit afrikanischen Tiergestalten. – Gewöhnlich sind diese Schnitzereien, wie das Kanu selbst mit den größten Ölfarben bemalt.

Wenn man nun die Häuser sieht, die bei den einzelnen Stämmen aufgeführt werden, so muß man die Geschicklichkeit der „dummen Schwarzen" ebenfalls bewundern. Die Bakoko bauen ihre Hütte auf einem $^1/_2$ m hohen Lehmsockel; die Wände sind aus Lehm aufgerichtet, das Dach ist ein Flechtwerk aus den Blättern der Palmen. Der Balundostamm hat in seinen Lehmhäusern eine Art Sofas und Betten aus Lehm mit schöner Ornamentik und Malerei. Andere verfertigen ihre Hütten ganz aus Matten oder aus den Rippen der Raphiapalmen. Der Vorwurf der Dummheit, der unseren Schwarzen so oft gemacht wird, ist eben nicht in jeder Hinsicht gerechtfertigt. Der Neger ist zumeist sehr klug

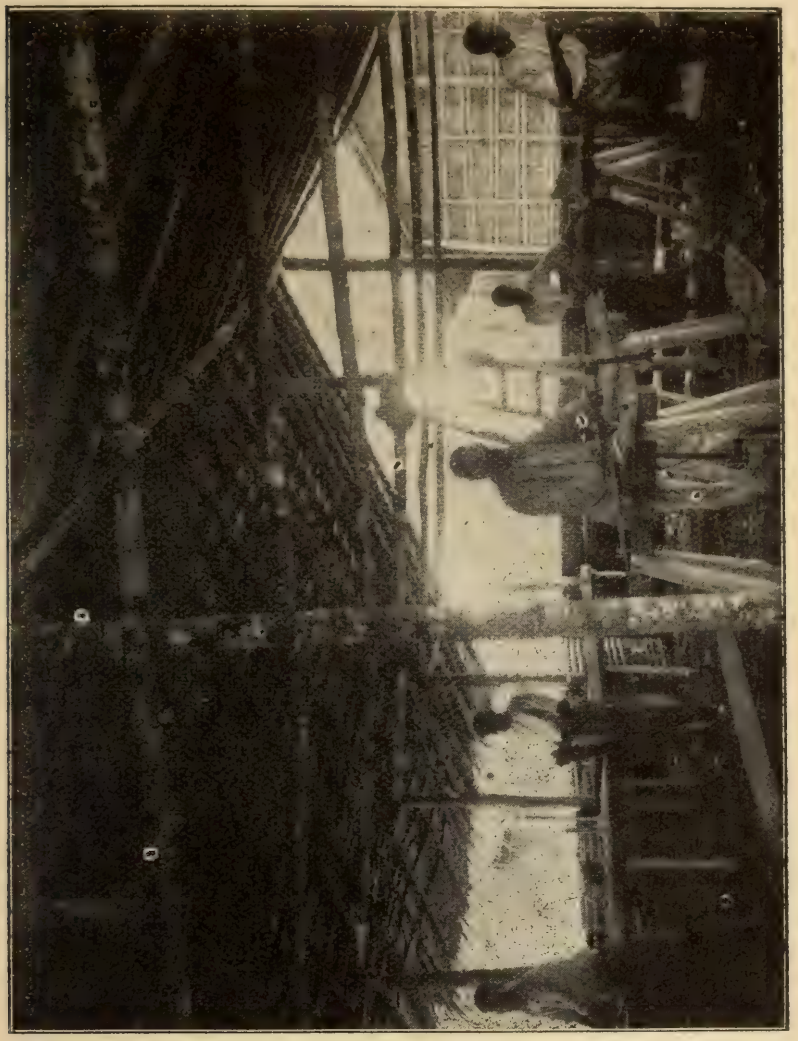
und weiß sich in jeder Lage zu helfen, und dieser praktische Sinn – die Beobachtungsgabe – der Nachahmungstrieb – befähigen ihn, Schreinerei u. a. in kurzer Zeit zu erlernen.

Mit der fortschreitenden Zivilisation und dem Handel sind die Ansprüche der Neger viel größer geworden. Der Schwarze findet auch jetzt alle nötigen und erwünschten Gegenstände in reichster Auswahl bei den Kaufleuten. Bei seinen einfachen Anforderungen an Speise und Trank verwendet er daher seine Einnahmen zum Ankauf dieser Gegenstände und verfertigt selbst fast nichts mehr. So kann es vorkommen, daß der Europäer, der sich für diese ethnographischen Gegenstände interessiert, in manchen Gegenden, besonders in Kamerun, nichts oder nur schlechte Exemplare vorfindet; das beweist aber nichts gegen die offen zutage tretende Kunstfertigkeit und Bildungsfähigkeit der Schwarzen.

4. Der schwarze Gentleman.

Wie man neben der armseligen Hütte des Negers an den Hauptplätzen der Küste Kameruns die schönen Wohnhäuser – oft sind es wahre Schmuckkästchen – der Europäer sieht, so findet sich auch neben dem alten Typus des Negers, dem ein Lendentuch genügte, der moderne Neger, der schwarze Gentleman. Ja, sogar die „höchste Stufe" der „modernen" Kultur, den Gecken und Stutzer, hat der Schwarze auch schon glücklich erreicht; allerdings findet man solche Exemplare nur selten. Zufällig sah ich in Duala auf der großen Hauptstraße, die an der Mission vorbeiführt, am Sonntagnachmittag zwei solche Herren. Alles war an ihnen hervorragend, die Beinkleider, der Rock tadellos, dann der doppelt umgelegte 25 cm hohe Stehkragen, die Krawatte, der Zylinder, das Monokel, der Spazierstock, die Handschuhe, alles wirklich chik und tip top. Doch das sind nur Auswüchse. Davon will ich nicht sprechen. Unter schwarzem Gentleman will ich

den Neger verstehen, der in ernstem, jahrelangem Streben sich bemüht hat, dem Europäer gleichzukommen.



Missionsschreinerei im Urwald.

Doch greifen wir gleich etwas heraus aus dem täglichen Leben. Da war eben Herr v. R. nach Kribi gekommen, um in Vertretung die Geschäfte des Bezirksamtmanns zu

übernehmen. Er ordnete an, daß am nächsten Tage vor der Bureauſtunde das ſchwarze Beamtenperſonal ſich ihm vorſtellen ſollte. Als der Herr dann auf ſein Bureauzimmer kam, fand er auf ſeinem Schreibtiſch in ſchöner Ordnung die Viſitenkarten der Schwarzen der höheren Charge. Da war zu leſen: Sungo, Kaiſerlicher Kanzliſt und Dolmetſcher des Kaiſerlichen Bezirksamts Kribi (in Golddruck und mit Goldrand), ferner Gabriel Ndenga Membile, Königlicher Schreiber und Dolmetſcher, weiter Joſef Mukenga aus Buambe, Königl. Zuſtellungsjunge uſw.

Ein anderer Herr hatte Gelegenheit, von ſeinem Bureauzimmer heimlich zu beobachten, wie ſich dieſe ſchwarzen Beamten beim Betreten des Dienſtraumes begrüßen. Da tritt Membile ein. Mit artiger Verbeugung gegen Sungo ſpricht er: „Guten Morgen, mein Lieber, haben Sie gut geſchlafen? Ach, es iſt heute ſo ſchwül!“ Dabei zieht er einen Taſchenſpiegel hervor und mit der anderen Hand das Schnupftuch und ſucht ſein ſchwarzes Denkerhaupt in die gewünſchte Ordnung zu bringen. Es kommt Ntonga, ein kleiner, etwas korpulenter Herr, ſein Gang in den noch ungewohnten Schnabelſchuhen, ſeine Verbeugungen ſind zum Lachen. Aber alle beantworten ſeinen Gruß mit Ernſt und Reſpekt, man ſchüttelt ſich die Hände, erkundigt ſich nach dem Befinden ſeiner Frau uſw. Doch wer kann ſo etwas beſchreiben? Solche Szenen würden ſich im Zirkus das Publikum ſichern.

In Buambe, der Nebenſtation von Kribi, iſt ein kleines Häuschen für den Pater. Die Fenſterläden aus Holz geſtatten einen Durchblick und Ausblick auf das gegenüberſtehende Haus des ſchwarzen Lehrers Karl Epelani. An einem Sonntage hatte nun Epelani hohen Beſuch: die Lehrer aus Kribi und Plantation. Weil ich die Türe und Fenſter des Hauſes geſchloſſen hatte, um etwas zu ruhen, glaubte man mich nicht zu Hauſe. Da hatte ich den Spaß, ein ſchwarzes Gabelfrühſtück zu belauſchen. Die Herren ſaßen zu Tiſch, wie die Europäer, mit Gabeln, Meſſern und Servietten; in der Nähe des Hausherrn ſtanden zwei

Stewarts (Diener) in respektvoller Haltung, jeden Wink gewärtig. Das Gericht bestand in dem Nationalessen: Kassada und in zwei Büchsen Fische aus der Faktorei. Interessant war es nun zu sehen, wie sie sich bedienten, wie sie ganz nach europäischem Stil Gabel und Messer gebrauchten. Dann traten die Stewarts zu jedem einzelnen heran und servierten, der eine die Kassada — der andere die Fische. Zum Schluß gab es Kaffee, was ich noch nie gesehen hatte. O hätte ich da auch die Unterhaltung hören können, die bei dieser feierlichen Gelegenheit in Deutsch geführt wurde, wie ich aus den lauten gemessenen Befehlen an die Stewarts schließen konnte! Nach aufgehobener Tafel zündete sich jeder eine Zigarre an, und an meiner Wohnung vorbei promenierten die Herren hinunter dem Dörflein zu.

Der schwarze Gentleman rekrutiert sich fast ausschließlich aus den höheren Ständen, aus dem Beamtenstand — den Regierungs-, den Post- und Zollbeamten. Auch der Lehrerstand gehört zu der höheren Karriere. Hiervon sind auch die meisten Lehrer überzeugt und von dieser Überzeugung lassen sie sich in ihren Taten voll und ganz leiten. Schon die jungen Burschen, die zunächst zur Probe und als Gehilfen zu den höheren Branchen zugelassen sind, geben sich alle Mühe, modern zu sein. Einst kam ich durch Zufall in die Hütte des etwa 17 Jahre alten Mabeabuben Mbolimbumbo. Da finde ich ein richtiges Pettschaft: Johannes Mbolimbumbo, Zustellungsjunge und Missionsdolmetscher in Mpango Mabeadorf. Mit diesem Pettschaft werden die Briefbogen und Kouverts versehen; die Korrespondenz ist nämlich eine ziemlich ausgedehnte. Ein anderes Mal fiel mir ein Zettel in die Hand von Ludwig Enonga, Postgehilfen, der erst ein Jahr aus der Schule war. Er lautete:

Adresse: An Herrn Lehrergehilfen
Johannes Metima
Wohlgeboren
in Kribi. Kath. Mission.

Geehrter Herr!

Erlaube mir, Ihnen meinen verbindlichsten Dank auszusprechen für die mir übersandten Federn. Ich werde deswegen nachmittags noch persönlich bei Ihnen vorsprechen.

Mit freundlichem Gruß

Ihr ergebener

Ludwig Enonga.

Das haben sie den Europäern abgesehen, die eben aus Mangel an deutschsprechendem Personal auf brieflichen Verkehr angewiesen sind. Doch diese Proben mögen genügen, um das Privatleben eines schwarzen Gentleman etwas zu beleuchten.

VII. Der Neger im Tode.

1. Kranken- und Sterbelager.

Wahre Schreckniſſe ſind dem Neger Krankheit und Tod. Davon hört er nicht gern reden. Er kennt nur zwei Arten von Krankheiten – „sic for het“ und „sic for belli“, er iſt entweder „krank im Kopf“ oder „krank im Leib“, wozu alles ſonſt gerechnet wird, was er von den Füßen aufwärts bis zum Hals ſein eigen nennt. Um ſich vor Krankheiten zu ſchützen, trägt der Schwarze allerlei „Medizinen“ mit ſich herum; der eine hat ein Bändchen um den Hals, an dem ein Stückchen Zahn hängt, jener um den Arm ein Spange geſpannt, der andere eine Schnur um den Leib gezogen. Ich ſah einen Haussamann, der drei Bänder am Hals trug; an dem einen hing ein Täſchchen, an dem zweiten ein Zahn und am dritten ein verhüllter Gegenſtand. Er behauptete, daß er nicht ſterben werde, ſo lange er im Beſitze dieſer drei Amulette ſei. Wir drückten ihm unſer Bedauern aus, daß der Prophet dann wohl vergebens auf ihn warten müßte. Ihm war es ſchon recht.

Bei Krankheiten nimmt der Schwarze eifrig zu Medizinen ſeine Zuflucht. Viele Männer, vor allem aber alte Frauen ſtehen in hohem Rufe, „ſtarke Medizin“ machen zu können. Man kann nicht leugnen, daß die Schwarzen ihre eigenen guten Medikamente haben. Sie benützen dazu Kräuter und den

Saft von bestimmten Bäumen, der mit Erde vermischt wird. Es wird auch viel Humbug gemacht, der aus der heidnischen Vergangenheit stammt; man kommt aber nie hinter diese Schliche. Tatsache aber ist es, daß die Schwarzen gegen manche Krankheiten sichere und besser wirkende Mittel haben, als wir Europäer. Einen weißen Arzt verschmäht der Schwarze nicht und hat überhaupt eine große Vorstellung von einem Doktor. Viele Jaunde arbeiten in den Pflanzungen von Viktoria. Dort mußte einem ihrer Landsleute der Fuß zum Teil amputiert werden; natürlich wurde er vorher chloroformiert. Bei ihrer Rückkehr wußten sie schreckliche Dinge von dem weißen Medizinmann zu erzählen: er hätte dem Kranken erst die Seele genommen, dann wäre der Mann lange Zeit ganz tot gewesen. Als dann der Weiße die Seele wieder gerufen habe, sei der Tote wieder ins Leben zurückgekehrt. An all dem war nicht zu zweifeln denn ihren Landsmann, der das alles mitgemacht hatte, hatten sie in ihrer Mitte.

Erkrankt jemand bedenklich, dann schafft man ihn in seinen Heimatort. Er darf nicht am fremden Ort oder im fremden Hause sterben. Es kommt vor, daß verunglückte oder plötzlich schwer erkrankte Personen oft noch stundenweit geschleppt oder auf dem Kanu in die Heimat transportiert werden. So lange der Kranke noch Nahrung zu sich nimmt, hat man Hoffnung. Versagt der Magen einige Tage die Aufnahme der Speisen, dann ist sein Tod für alle gewiß. Bei den mangelhaften Speisen und bei der geringen Auswahl derselben — fast jeden Tag ißt der Schwarze Kassada und Makabo — sterben viele aus Mangel an entsprechender Krankenkost.

Für einen Europäer ist es schwer, den nahenden Tod bei einem Neger feststellen zu können. Die Farbe bleibt eben dieselbe. Die Schwarzen selbst aber erkennen ihn mit großer Bestimmtheit aus dem Blick der Augen und der Haltung des Mundes. Gewöhnlich aber richten sie sich nach der Zeit, die der Kranke ohne Nahrung zugebracht

Dolmetſcher Zungi mit Familie.

hat. Hat er 4—5 Tage nichts mehr gegessen, dann heißt es bereits „uedindi", er ist gestorben. Man muß aber wohl wissen, daß er dann noch nicht tot ist. Auf Nachfragen erhält man zur Antwort, daß er noch nicht ganz tot ist.

Steht der Tod bevor, dann verkündet die Sprechtrommel es dem ganzen Stamme. Auf dieses Signal strömen Verwandte, Freunde und Bekannte, Männer, Weiber und Kinder herbei. In kleinen Gruppen laufen sie daher; die Frauen mit den Kindern auf dem Arm, ein Bündelchen mit Essen auf dem Kopf, die Männer ꝛc. hinterher. Alle weinen in langgezogenen Klagetönen, und die Tränen laufen ihnen über die Wangen wie die Erbsen. Das ist aber keine gemachte Sache, wie ich anfangs annahm. Allerdings wird die Sache schwieriger, wenn es noch einige Tage dauert, bis der Tod eintritt.

In kurzer Zeit haben sich viele in der Nähe der Hütte des Kranken versammelt; ich zählte einmal über 300 Personen. Alle streben danach, in die Hütte zu gelangen, natürlich vor allem die Anverwandten und Freunde des Sterbenden. Das übrige leidtragende Publikum sitzt um die Hütte herum oder in deren Nähe. Es entsteht ein solche Hitze und Atmosphäre, bei der auch ein Gesunder krank werden und ein Halbkranker sterben muß. Dazu brennt in der Hütte noch unaufhörlich ein Feuer. Zu alledem kommt das fortgesetzte Weinen, das laute Klagegeschrei der Weiber, die tieferen mehr murmelnden Trauertöne der Männer. Unter Umständen dauert es lange, bis der Kranke stirbt; das Weinen und Klagen darf aber nicht aufhören. Um nicht zu erlahmen, stärkt man sich fleißig mit einheimischem Palmwein oder gekauften Getränken.

Wie sich unter solchen Verhältnissen ein Versehgang in Afrika gestaltet, kann sich der Leser kaum vorstellen. Und erst, wenn derselbe während der Nacht stattzufinden hat! Ist der Priester an Ort und Stelle angekommen, so wird er zuerst mit aller Entschiedenheit auf Ruhe dringen müssen. Die Christen sehen die Notwendigkeit eines solchen Vorgehens

schon ein, aber den Heiden will es gar nicht einleuchten, warum der Missionar es ihnen nicht gestatten will, ihre Klagelieder um den sterbenden Stammesgenossen fortsetzen zu dürfen. Ist endlich nach langer, mühseliger Arbeit Ruhe eingetreten, so muß sich der Missionar den Zugang zur Hütte förmlich erkämpfen. Auf seine wiederholten Befehle verläßt immer ein Teil der Neger die Hütte. Aber erst wenn der Missionar dieselbe betreten hat, gelingt es ihm, den :: ganzen Raum von ungebetenen Gästen zu säubern. Die Luft ist einfach unerträglich, und der Sterbende atmet erleichtert auf, wenn sich die Hütte allmählich leert. Es dauert eine geraume Zeit, bis man in der dunklen Hütte des Kranken ansichtig wird. Meistens ruht er auf einem niedrigen Lager, oft auch zu ebener Erde. Während draußen der schwarze Katechet die Christen um sich schart, und mit ihnen den Rosenkranz betet, wird der Kranke mit den Tröstungen unserer hl. Religion versehen. Die Heiden begehren fast

Schwester Margareta †.

alle die Taufe, bereuen ihre Sünden und wollen in den Himmel; die Christen empfangen die Sterbesakramente in recht erbaulicher und frommer Weise. Wie armselig aber nimmt sich die ganze Handlung aus! Der Priester kniet zu ebener Erde, er muß sich tief hinabbeugen zum Kranken. Das Allerheiligste ruht auf einem Kistchen. Bei mattem Schein der Laterne verrichtet der Missionar die Sterbegebete. Wenn der Heiland sich so erniedrigt für die Seelen, sollte das nicht uns als mächtiger Beweggrund dienen, für die unsterblichen Seelen ein Opfer zu bringen und zu arbeiten, was in unseren Kräften steht?

2. Totengebräuche.

Nach Eintritt des Todes müssen in Kamerun sofort die Vorbereitungen zum Begräbnis getroffen werden, da wegen der großen Hitze der Leichnam schnell in Verwesung übergeht. Begreiflich ist es daher auch, daß dieser Umstand bei den Europäern unangenehme Empfindungen wachrufen kann. Das schlimme Schwarzwasserfieber kann schon in einigen Tagen den Tod herbeiführen. Stirbt nun jemand 10 Uhr vormittags, so ruht er 5 Uhr nachmittags schon in kühler Erde. Bei den Negern selbst tritt jedoch nach dem Tode die Verwesung nicht so schnell ein. Deshalb bleiben die Leichname der Eingeborenen nicht selten länger als einen Tag aufgebahrt. Der Sarg wird aus einigen Brettern gezimmert und von außen und innen mit schwarzem oder blauem Tuche ausgeschlagen. Dem Toten werden sämtliche Kleider und sein ganzes persönliches Eigentum mit in den Sarg gelegt. Die Leiche wird gewöhnlich draußen vor der Hütte aufgebahrt. In langen Reihen sitzen auf der einen Seite die Männer, auf der anderen die Frauen. Den Verwandten und intimsten Freunden liegt die Pflicht ob, recht laut und viel zu schreien. Wehe dem Missionar, wenn er zufällig an solchen Tagen in einem Dorfe übernachten

muß, wo ein Neger gestorben ist. Er kann kein Auge schließen wegen des Geschreies. Verbieten kann er es auch nicht, sonst hätte er alle zu Feinden. Zudem würde es doch nichts helfen.

Bei vornehmen und reichen Schwarzen wird auf die Aufbahrung und Ausstattung der Leiche sehr große Sorgfalt verwandt. In Kribi starb zu meiner Zeit ein reicher Händler. Er erhielt ein großartiges Begräbnis. Mitten auf freiem Platz hatte man ein schönes Zelt aus Bambus und Matten aufgeführt. Unter dem Zeltdache war ein Aufbau. Auf demselben stand der Sarg mit der Leiche, über derselben erhob sich ein Thronhimmel. Alles war geschmückt mit schönen, weichen Stoffen. Für den Toten hatte man eine ganze Ausstattung in einer Faktorei gekauft.

Die Heiden begraben ihre Toten gewöhnlich in der Hütte. Oft wird ein solche Hütte nicht mehr bewohnt, und wenn sie verfällt, wird sie nicht mehr aufgebaut. Für die Christen ist ein Kirchhof auf der Mission. Die Zeremonien des kirchlichen Begräbnisses sind den Schwarzen schon lieb und teuer geworden.

Bei den Heiden herrscht vielfach die Vorstellung, boshafte Mitmenschen oder neidische, böse Geister könnten des verstorbenen Angehörigen „Seele gefressen" haben. Dieser Aberglaube treibt sie zum Zauberer, dem sie ein Schaf schenken, um durch seine Vermittelung den Seelenräuber zu erfahren und vielleicht durch Gift ihn auch ins Jenseits befördern zu können. So haben schon viele Todesfälle Veranlassung zu heimlicher Vergiftung von Leuten gegeben, welche dem Zauberer und den Angehörigen des Verstorbenen verhaßt waren. Deshalb verließ vor Jahren eine große Anzahl von Leuten, die nicht weit von Kribi wohnten, den Heimatsort und verzog nach Großbatanga. Aber selbst dort nahmen die Vergiftungen überhand, sodaß man nicht wenigen Einwohnern beim Essen und Trinken nicht mehr traute.

Welche Todesursache man bei dem von mir beobachteten Falle entdeckt hatte, weiß ich nicht. Der Leichnam war

auf einen Thron gesetzt und über und über mit Tüchern bedeckt. Die Anverwandten glaubten in besonderer Weise ihre Zuneigung zum Verstorbenen dadurch bezeugen zu müssen, daß sie ihm Seife mitbrachten und diese der Leiche in die langgezogenen, großen Ohrlöcher hingen. Auch fehlte das wohlriechende Kraut nicht, welches an Pfeffermünz erinnert und das ebenfalls dem Toten ins Ohr gesteckt wurde. Jetzt

Waisenhaus der Schwestern.

kamen noch viele Besucher, die an die Anwesenden die Bitte richteten, ein wenig die Totenhütte zu verlassen, um dem Verstorbenen ihres Hauses Wohl und Wehe auch mitteilen zu können. — Der Tote soll ja alles den verstorbenen Verwandten erzählen, welche in der anderen Welt den neuen Ankömmling um Auskunft über die Familienverhältnisse ersuchen. Nachdem die ganze Nacht hindurch die Klagen und das Geschrei der Weiber nicht aufgehört hatte, erfolgte am

Morgen die Einsargung der Leiche in einen langen Kasten. Dieser hatte früher als Kleiderschrank gedient und war nun zur Aufnahme des Leichnams hergerichtet worden. Der Sarg ist wegen Mangel an Nägeln mit vielen Lianenstricken umbunden. Jetzt steht er im Hofe. Rechts hocken die

Grab eines Häuptlings.

Männer, links in etwa 10 Meter Entfernung am Sarge oder hinter demselben die Frauen des Ortes.

Nun tritt ein Mann vor mit der Zauberpflanze, der Kaktusstaude. Der Kaktus ist entwurzelt und soll den aus der Mitte der Lebenden gerissenen Menschen vorstellen. Nach einer Lobpreisung der Verdienste des Verstorbenen wird eine offizielle, dreimalige Anrede an den Leichnam gerichtet, ob

er wirklich tot sei oder nur schlummere. Der Verblichene zeigt seinen Tod durch Schweigen an. Alle horchen. Ist er aber wirklich tot, dann muß auch die Bestrafung der Frauen und Sklaven des Verstorbenen in Gegenwart des Leichnams erfolgen, wenn jemand etwa weiß, daß ein Anwesender sich gegen den Toten verfehlt hat und so demselben Kummer verursachte, und eine Verkürzung seiner Lebensjahre bewirkte. Auf ein leichtsinniges Leben desselben, z. B, auf dessen Vorliebe für starke Getränke und andere Laster, darf nicht angespielt werden.

Jetzt bittet durch Aufklopfen mit dem Stocke ein leidtragender Mann um das Wort. Da bekommt man dann eine etwa vor zehn Jahren stattgehabte kleine Familienszene zu hören, bei welcher unser Biedermann Zeuge war. Ja, das Essen war damals durch den Leichtsinn der zweiten Frau angebrannt; die dritte wollte ihrem Manne nicht sofort die langgezogenen Kopfhaare schön mit Kaurimuscheln flechten. Das hat sicher den Tod des Verstorbenen beschleunigt, so antworten auf die Frage des ersten Mannes mit der Zauberpflanze (Kaktusstaude) alle insgesamt.

Ein so schweres Verbrechen verlangt eine Züchtigung der Schuldigen. Auf einen Wink treten die zwei Begräbnisprügelknechte herbei und schlagen das laut schreiende Weib. Nachdem solche und ähnliche Palaver erledigt sind, die oft stundenlang dauern, schreitet man zum Begräbnis. Die Frauen zerren am Sarge, wie es ihnen befohlen ist, denn die kostbare Habe soll nicht dem Erdboden übergeben werden. Endlich lassen sich die laut Weinenden zurückdrängen. Männer tragen den Sarg. Die auf den Sarg gelegten getöteten Ziegen sollen den Hunger des Verstorbenen stillen. Sie sollen ein Ersatz sein für alles, was er noch verzehrt hätte, wenn sein Lebensfaden nicht so früh abgerissen worden wäre.

Endlich ist das Grab gefüllt. Ein großes Messer, ein alter Blechkoffer, welcher vorher gründlich zerschlagen wurde, kurz, die ganzen Geräte des Toten werden halb zerstört auf das Grab gelegt, in dessen Mitte auf einer langen Stange

Missionarsgräber in Kamerun.

ein großer, durchlöcherter Familienschirm (über den Schirm geht nichts bei den Schwarzen) alles überragt.

An der Seite des Hauses sehen wir eine verendete Ziege. Diese war an dem Baume im Hofe festgebunden. Der Leichenbeschauer beklagte sich über diejenigen, welche den Tod des eben Begrabenen herbeigeführt haben, nahm die Lanze in die Rechte und stieß sie in den Leib der Ziege. Dabei beteuerte er, es solle dem Mörder ebenso ergehen, wie jetzt diesem Tiere, wenn er desselben habhaft werden könne. Jetzt gehen die Männer zu den Steinschloßgewehren. Das Pulver wird bis über drei Viertel des Gewehrlaufes in das Gewehr gepfropft. Der erste hält das Gewehr mit langgestrecktem Arme in die Höhe, der Kolben ist weit ab vom Kinn. Der Schütze wendet sich zum nächsten Dorfe, der Zeigefinger ist am Hahn, der Kopf dreht sich rückwärts, und nun folgt ein Krachen, das an eine Revolverkanone erinnert. Der Stolz des Negers verlangt, daß zehn Gewehre nacheinander die entfernten Waldbewohner vom Tode des großen Verstorbenen benachrichtigen.

Nach alter Sitte wurden beim Begräbnisse von Häuptlingen Frauen und Sklaven geopfert oder lebendig mitbegraben. Das ist zwar an der Küste und in der Nähe von europäischen Niederlassungen abgekommen, besteht aber im Innern und im Hinterlande Kameruns, soweit die Regierung nicht schon Wandel schaffen konnte, noch ebenso, wie das Essen von Menschenfleisch.

VIII. Missionsarbeit.

Ein Missionar hat auf vorliegenden Blättern Erinnerungen niedergelegt aus einer mehrjährigen Missionsarbeit unter einem Kameruner Negervolk. Man wird mit Recht erwarten, daß abschließend noch einige Andeutungen über den Fortgang des Missionswerkes gegeben werden. – Es war im Jahre 1890, als die ersten katholischen Missionare den Boden Kameruns betraten. Unter unsäglichen Mühen und großen Verlusten – in den 23 Jahren starben 39 Missionare – errichteten sie im Laufe der Zeit 14 Hauptstationen und eine Reihe Nebenstationen, von denen aus sie die Eingeborenen um sich scharten. Gegenwärtig – Ende 1913 – zählt die katholische Gemeinde an 26500 lebende Christen, zu denen 11500 Taufbewerber kommen. In zwei Jahren erlernen diese die nötige Kenntnis von den christlichen Wahrheiten und geben Zeugnis von ihrem aufrichtigen Willen, in der Tat den Forderungen der neuen Religion stattzugeben. Dann folgt die feierliche Taufe. Viele werden dazu noch in der Sterbestunde dem Himmel gerettet. Die christlichen Neger selbst sorgen schon vielfach dafür, daß sterbenden Kindern das heiligende Wasser zuteil werde und rufen den Pater, wenn es sich um Erwachsene handelt. Die Christen, denen freilich der alte Hang zu den heidnischen Lastern in Verbindung mit der schlechten Um-

gebung noch viel zu schaffen macht, lassen im allgemeinen aber doch schon schöne Früchte des Heiles sehen. Der sonntägliche Gottesdienst wird meist mit großem Eifer besucht, der Sakramentenempfang ist durchweg ein guter — vielfach geht man alle vier Wochen —, im häuslichen und Familienleben kann man mancherlei von christlicher Art und Denkweise erkennen. Die Missionare hoffen zuversichtlich, daß eine fortgesetzte Arbeit noch mehr des Guten schaffen werde. Die in den letzten Jahren begonnene Nutzbarmachung des Vereinsgedankens brachte allerhand Vorteile und wird auch fürderhin beibehalten werden, um im Zusammenschluß der Einzelnen Kraft gegen Ansturm von außen und Gegengewicht gegen die heidnische Atmosphäre zu geben. Die allmählich heranwachsenden christlichen Familien werden hoffentlich eine gute Grundlage für eine christliche Generation bilden.

Die 33 Priester, 35 Brüder und 28 Schwestern sind neben der rein religiösen Arbeit natürlich auch durch weitgehende Kulturwerke in Anspruch genommen. In 180 Schulen werden an 15000 Schüler unterrichtet. Ein Lehrerseminar mit augenblicklich 85 Kandidaten liefert uns die nötigen Hilfskräfte für den Unterricht. An Hilfslehrern zählt die Mission 185. Die charitative Tätigkeit tut sich kund in den Waisenhäusern, die die Patres wie auch die Schwestern auf ihren Stationen unterhalten. Die Pallottinerinnen haben sodann unsägliche Mühe mit den Säuglingen, die sie auf ihren Stationen verpflegen. Den Kranken dienen sie durch entsprechende Pflege auf den Stationen und durch regelmäßige Besuche in den Hütten. Auch auf den Stationen der Patres und Brüder erhalten die Kranken fachgemäße Hilfe. Dem Aufschwung der Volkswirtschaft dienen die 24 Handwerksschulen, die die Brüder zu großem Nutzen des Landes unterhalten und in denen sie an 330 Lehrlinge unterrichten. Weit über 100 der entlassenen Zöglinge haben schon selbständige Geschäfte und danken der Mission ihre Lebensstellung. Ähnliche Erfolge werden vorbereitet durch die Anleitung der Schwarzen zu rationeller Landwirtschaft

und Viehzucht. Die Schwesternstationen besorgen schließlich in ihren Haushaltungsschulen die Heranbildung der Mädchen zu den nötigen Kenntnissen des häuslichen Lebens wie Nähen, Waschen, Stricken, Kinderpflege usw. So ist die Mission bemüht, auf allen in Frage kommenden Punkten einzusetzen und ein solides Christentum dem Volke mitzuteilen.

Möchte ihr bei solchem Bemühen die nötige Hilfe der deutschen Katholiken zuteil werden! Die bisherigen Erfolge haben bewiesen, daß die Reden von der Unfähigkeit der Neger für die Kulturhöhe des Christentums ein falsches Urteil einschließen. Eine genaue Beobachtung der Eingeborenen zeigt zudem, daß alles Gerede von der glücklichen Lage der Schwarzen die größten Nöte derselben übersehen hat. Der menschenunwürdige Un- und Aberglaube, das Zauberwesen mit seinen Begleitumständen von Giftmord und Betrügerei, die Menschenopfer und Menschenfresserei, die traurige Lage der Frauen in der Vielweiberei und ihre Arbeitsüberbürdung, die Verwahrlosung der Kinder, die Unsittlichkeiten im privaten und öffentlichen Leben, die mannigfachen furchtbaren Krankheiten wie Aussatz, Schlafkrankheit und die schlimmen Folgen der sittlichen Verfehlungen reden eine ganz andere Sprache.

Über die rein menschlichen Gründe des Mitleidens und der Humanität hinaus haben wir Christen dann aber auch noch die Ansporne des Christentums. Wir glauben, daß unsere Kirche die alleinseligmachende Kirche ist, und daß ohne die Taufe kein Mensch zum Himmel gelangt. Es ist nur konsequent, wenn wir uns bemühen, daß Millionen der Weg zu dieser Kirche gezeigt werde. Die Gesetze Christi sind uns in jeder Form Lebensnorm. Wir dürfen deshalb nicht vergessen, daß zu den Geboten des Heilandes auch der Missionsbefehl gehört, ja daß das Wort der Mission als letzte Willensäußerung des von der Welt Scheidenden, als sein Testament unseren besonderen Gehorsam fordert. Wir sind demnach keine wahren Christen, wenn die Mission in den Heidenländern uns nichts Anderes bedeutet als ein gewiß

lobenswertes Privatunternehmen der Missionsgesellschaften, dem, von unserer Seite zu helfen, ein gutes Werk, keineswegs aber eine Pflicht sein kann. Als ob die Kirche, deren Pflicht die Christianisierung der Welt ist, aus den Kirchenmauern und kirchlichen Gesetzen und nicht vielmehr aus allen Gläubigen bestehen würde, die alle die Verpflichtung tragen! Die Bischöfe und Priester können nur bitten und befehlen, und das haben sie oft getan. Jedes Einzelnen Sache ist es, an seinem Platze das zu tun, was die Ausführung des Missionsbefehles erheischt.

Möchten wir alle an den Punkten mit eingreifen, wo unsere Kraft vorreicht. Es gilt in inbrünstigem Gebet auf die Kniee zu sinken und flehende Hände zum Himmelsvater aufzuheben, daß er seinen Fluch von den Söhnen Kameruns hinwegnehme. Es gilt, von Gottes Güte und Macht dauernden Fortschritt des Missionswerkes daheim und draußen zu erbitten. Ein tägliches oder wöchentliches Vater unser, ein Aufblick zum Herrn in unsern besten Stunden, eine Weihe unserer Leiden und Berufsbeschwerden durch den Gedanken, damit den Heiden zu nützen, das liegt wohl in jedes Wollenden Bereich.

Und wo in wachen Herzen ein Funken angefacht wurde, der mehr von uns will, der weit überm Meere mühsame, aber herrliche Lebensziele uns zeigt, da gebe Gott, daß nicht düstere, selbstsüchtige Dünste diesen Funken ersterben lassen; weit stehen aller Orten die Häuser des Herrn auf, um Männer und Frauen zu bilden, die die Saat des Herrn besorgen. Missionsberufe sind das erste Erfordernis für das Werk der Glaubensverbreitung.

Wir andern aber, die wir in unserm Berufe daheim bleiben müssen, haben wenigstens zu helfen, daß jene Glücklichen dem Rufe des Herrn folgen können. Die großen allgemeinen Missionsvereine wünschen unsern Beitrag für die umfassenden Kosten eines aussichtsreichen Missionswesens. Einzelne Missionsgesellschaften reden uns von besonderen Nöten, die noch getilgt werden müssen, und raten uns an,

ihnen in besonderer Weise als Mitarbeiter beizuspringen. Die Missionsarbeiter von Kamerun tun dasselbe. Es ist keine wirkungsvolle Tätigkeit zu leisten, wenn nicht die riesigen Mittel aufgebracht werden, die der Bau von Kirchen, Schulen und Waisenhäusern, der Unterhalt von Missionaren und ihren Zöglingen, die Reisen der Glaubensboten und ihrer Helfer, die Pflege der Kranken und Kleinen fordern. Der einzige Posten der Lehrerbesoldung stellt sich für Kamerun im Jahre auf 55000 – 60000 Mark. Und da ist für den Einzelnen die bescheidene Summe von 300 Mark berechnet. Und wenn wir durch Vereinsbeiträge, Sorge für den Unterhalt einer Schule oder eines Lehrers für diese Ausgaben gesorgt haben, dann ist noch nichts getan für das eben so wichtige Gebiet der Heranbildung von Missionaren. Die großen Vereine können statutengemäß für diese Zwecke nichts auswerfen; jedermann aber begreift, daß die schönsten Unterstützungen auf dem Missionsfelde keinen Wert haben, wenn die Missionare fehlen. Und diese müssen in langer Vorbereitung herangeschult werden. Der Staat hat keine Anstalten hiefür errichtet und mit reichen Mitteln ausgestattet. So müssen die Missionsgesellschaften selbst diese Arbeit auf sich nehmen. Und sie haben es getan, können es aber natürlich nur mit der fortdauernden Unterstützung der Freunde ihrer Missionen. Die Bildungsanstalten der Pallottinermissionare, die in Kamerun arbeiten, befinden sich in Limburg und Vallendar. Möchten wie bisher so auch fürder eine große Zahl opferfreudiger Seelen sich finden, die auch für diese Missionsarbeit in der Heimat ihre Hand leihen, durch Beitrag oder Übernahme der Heranbildungskosten für einen Missionar (nur so ist es möglich, auch ganz unbemittelte Knaben für die dringenden Missionsaufgaben heranzuziehen), durch Verbreitung von Zeitschriften der Missionshäuser, durch Überweisung von Kapitalien und Lebensrenten zu diesen Zwecken, oder auf ähnliche Weise.

Die Aufgaben sind unaufschiebbar. In Kamerun drängt der Islam mit siegreicher Stoßkraft ins Herz der schönen

Kolonie vor. Eine vom Geist des Christentums losgelöste Kultur macht der Mission mit jedem Tage die Arbeit schwerer. Die Erfolge der andersgläubigen Missionen rufen uns zu eifrigster Anstrengung. Wohlan denn zur Hilfsaktion in Gebet, persönlicher Anteilnahme und materieller Unterstützung! Möchte es einst einer der schönsten Ruhmestitel Deutschlands sein, daß es seinen Kolonieen und darunter der schönen Kolonie Kamerun im Christentum das größte Geschenk und die beste Vergeltung für den ihm durch sie gewordenen Nutzen gebracht hat.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung 5

I. Allgemeines vom Neger.

1. Stammesunterschiede 7
2. Das Äußere des Negers 10

II. Negerjugend.

1. Etwas aus der Kinderstube 21
2. Was den schwarzen Kindern Freude macht . . . 25
3. In der Schule 32
4. Leiden und Freuden unserer schwarzen Schüler . 37
5. Aus der Schule in den Himmel 44

III. Der Neger im Dienste des Europäers.

1. Niedere Karriere 49
2. Mittlere Karriere 54
3. Höhere Karriere 57

IV. Auf Freiersfüßen.

1. Wie Neger freien 61
2. Hochzeit am Kribistrand 65

V. Haus- und Familienleben.

1. Die Familienwohnung 71
2. Wie man lebt 78
3. Die schwarze Hausfrau 83
4. Negerküche 85

IV. Etwas vom bürgerlichen Leben.

1. Die „alten Herren" 89
2. Palaver (Gerichtstage) 91
3. Kunst und Gewerbe beim Neger 99
4. Der schwarze Gentleman 108

VII. Der Neger im Tode.

1. Kranken- und Sterbelager 113
2. Totengebräuche 118

VIII. Missionsarbeit 125

Von der Sammlung: **„Kleine Kamerun-Bibliothek"** sind bisher erschienen:

Band 1: Vier Jahre im Kameruner Hinterland.
Erinnerungen von P. Hermann Nekes P. S. M.

Band 2: Martin, der junge Christenheld.
Erzählung aus der Zeit der Bakokokämpfe.
Von A. J. Wynen P. S. M.

Band 3/4: Kulturbilder aus Kamerun.
Von P. H. Skolaster P. S M.

2/74

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKE

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DT
570
P3

An der Südküste Kameruns

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 14 30 17 04 012 5